



Im August 1950 verkünden die Vertriebenenverbände die Charta der deutschen Heimatvertriebenen. Sie erklären ihren Verzicht auf Rache und Vergeltung und bekennen sich zu einem geeinten Europa. Gedenktafel am Kursaal Bad Cannstatt. Quelle: Wikipedia.org



1940 verließen unsere Vorfahren ihre geliebte Heimat am Schwarzen Meer für immer; nur fünf Jahre später mussten sie wieder flüchten. Hier die Ankunft eines Umsiedlertrucks vor Galatz. Quelle: Bildarchiv Heimatmuseum



Alljährlich wird seit der Einführung des Gedenktages im Jahr 2015 ein Kranz am Vertriebenenendenkmal im Kurpark Bad Cannstatt niedergelegt. Hier bei den Feierlichkeiten im vergangenen Jahr. Quelle: Innenministerium Baden-Württemberg

Am 20. Juni war der Gedenktag für die Opfer von Flucht und Vertreibung. Trotz der momentanen Einschränkungen verstrich er nicht ungehört und auch wir wollen an begangenes Unrecht erinnern, lesen Sie dazu die Berichte ab S. 19.

AUS DEM INHALT:

Sommerastern

Seite 6

Können trotz Corona Bessarabertreffen stattfinden?

Seite 3

Wilkowo-Stadt: Venedig der Ukraine

Seite 12

Umsiedlung nach Siebenbürgen

Seite 5

Vom Kriegsende zum Neustart Europas

Seite 19

INHALT:

VEREINSLEBEN / VERANSTALTUNGEN

- Können trotz Corona Bessarabertreffen stattfinden? 3
 Eröffnung der Dauerausstellung „Königsberger Straße“... 3

DOBRUDSCHADEUTSCHE

- Dobrudschatreffen im Oktober? 4

KONTAKTE ZUR FRÜHEREN HEIMAT

- Die Bürgermeisterin von Ciobanovca (Hirtenheim)
 Walina Cusnir hat zum 133. Dorffest eingeladen 4

GESCHICHTE UND KULTUR

- Friedrich Strebel aus Maraslienfeld auf der Suche
 nach Verwandten 4
 Umsiedlung nach Siebenbürgen 5

ERINNERUNGEN

- Sommerastern 6
 Wo unsere Wiege stand 7
 Ein Blick zurück auf Achtzig Jahre 7
 Beresina vor 100 Jahren 8
 Das Strohgäu 8
 Erinnerungen an den Hausschlachttag 9
 Mein Urlaubs Erlebnis 9
 Ein jüdischer Getreideaufkäufer 10

- BILDER DES MONATS JULI 2020 11

HEIMATGEMEINDEN

- Wilkowo – Stadt: Venedig der Ukraine 12
 Donaudelta 13

- BÜCHERWERBUNG 14–15

BILDER AUS DEM ARCHIV

- Wer? Wo? Wann? Bildinformationen gesucht 16

BÜCHER

- Die erlebte Heimat 17

ÜBER DEN TELLERRAND

- Wir erinnern an Flucht und Vertreibung der
 Deutschen aus dem Osten 18
 Gedenktag für die Opfer von Flucht und Vertreibung 19
 Vom Kriegsende zum Neustart Europas 19
 50-jähriges Vereinsbestehen 21

BESSARABIEN HEUTE

- Corona und die Folgen 21

KIRCHLICHES LEBEN

- Monatsspruch Juli 2020 21
 Die Entstehung der Lutherischen Kirche in der Ukraine 22

- FAMILIENANZEIGEN / IMPRESSUM 23–24

TERMINE 2020

- ab 25.06.2020 Dauerausstellung Königsberger Straße
- 30.08.2020 Kaffeenachmittag der Bessarabien- und Dobrudschadeutschen des KV Heilbronn, 14.00 Uhr, Kleintierzüchterheim in Brackenheim-Botenheim, Michaelsberger Weg
- 26.09.2020 Mansfelder Treffen, Schloß Mansfeld in Mansfeld
- 26.09.2020 Gnadentaler Jahrestreffen um 14.00 Uhr im Gasthof „Traube“, Hanweiler bei Winnenden
- 04.10.2020 8. Bessarabische Zusammenkunft in Berlin
- 10.10.2020 Hauptversammlung und Kaffeetreff Kreisverband Backnang, evangelisches Gemeindehaus, Großaspach
- 11.10.2020 Heimattreffen Lichtental in Kirchberg a. d. Murr
- 13.–15.11.2020 Herbsttagung in Bad Sachsa
- 17.11.2020 Besen Möhle, Kreisverband Backnang, ab 13.00 Uhr, in Allmerbach a.W.

Die Geschäftszeiten des Bessarabiendeutschen Vereins

Hauptgeschäftsstelle in Stuttgart:

Mo – Fr: 10.00 – 12.15 Uhr und 13.15 – 17.00 Uhr
 Tel. 0711/440077-0, Fax 0711/440077-20

Öffnungszeiten des Heimatmuseums:

Montag bis Freitag, jeweils 10.00 – 17.00 Uhr,
 an Wochenenden für Gruppen nach telefonischer Vereinbarung

Wir freuen uns über Einsendungen unserer Leser, Artikel ebenso wie Leserbriefe. Leserbriefe geben die Meinung der Leser wieder, nicht die der Redaktion. Kürzungen müssen wir uns vorbehalten. Ein Anspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

IHRE REDAKTION.

Die nächste Ausgabe des Mitteilungsblattes erscheint am 6. August 2020

Redaktionsschluss für die August-Ausgabe ist am 15. Juli 2020

Redaktion: Anne Seemann
 Im Auftrag des Bessarabiendeutschen Vereins e. V.

Können trotz Corona Bessarabertreffen stattfinden?

BRIGITTE BORNEMANN

Die Corona-Krise lockert ihren strengen Griff. Wir genießen den Beginn des Sommers mit geringen Ansteckungszahlen. Die Büroarbeiter kommen aus dem Homeoffice hervor und füllen die Züge des öffentlichen Nahverkehrs. Die Disziplin lässt nach. An manchen Orten wird, obschon mit Bußgeld bedroht, wieder öffentlich gefeiert. Schon entstehen wieder neue Infektionsherde. Manch ein älterer Mensch traut sich heute genauso wenig vor die Haustür wie vor drei Monaten.

In diesen Tagen stellen die Veranstalter sich die Frage, ob sie ihre für den Herbst geplanten Bessarabertreffen stattfinden lassen können. Sie haben es nicht leicht, dies zu entscheiden. Die behördlichen Anordnungen sind in jedem Bundesland anders. In Baden-Württemberg sind Veranstaltungen bis 99 Personen erlaubt. In Niedersachsen sind Hauptversammlungen von Vereinen erlaubt, aber keine Feiern in Vereinsheimen. Restaurants stellen ihre Tische im Abstand von 1,5 Metern auf. In Niedersachsen gilt zusätzlich die „Zwei-Haushalte-Regel“, wonach nur Personen aus maximal zwei Haushalten an einem Tisch sitzen dürfen. Ende Juni werden in einigen Bundesländern wieder neue Richtlinien erlassen.

Im Heimathaus in Stuttgart sprechen wir oft darüber, wie man trotz Corona zusammen arbeiten und sich treffen kann. Wenn wir zusammen stehen und reden, achten wir auf Abstand. Wo kein Platz ist, setzen wir die Masken auf und bleiben nur kurz. Wir begrenzen die Zahl der gleichzeitig anwesenden Mitarbeiter. Wir lüften häufig. Wir waschen uns oft die Hände. Wir geben einander nicht die Hand. Wir umarmen uns nicht. Wir machen Scherze darüber, um uns daran zu erinnern, dass es einmal anders war. Wir probieren verschiedenes aus.

Vor einigen Tagen saßen wir mit 12 Personen am Tisch im großen Saal und haben das köstliche Geburtstagsessen unseres Bundesgeschäftsführers Günther Vossler genossen. Wir hatten zwei Tischreihen zusammengestellt und jeden zweiten Stuhl herausgenommen, so dass wir 2 m gegenüber und 1 m nebeneinander Platz hatten. Damit fühlten wir uns sicher, und das Gespräch war nicht behindert. Denn

wenn man noch weiter auseinander sitzt, spricht man lauter, was auch wieder ein Risikofaktor ist, oder man spricht gar nicht. Man muss ein Gleichgewicht finden: soviel Sicherheit wie nötig, ohne den Kontakt unmöglich zu machen.

Die behördlichen Anordnungen spiegeln recht klar, welches Infektionsrisiko in den



Geburtstagsessen im Bessarabienhaus. Günther Vossler bewirbt die Mitarbeiter mit selbstgemachten Maultaschen und Schwäbischem Kartoffelsalat.



einzelnen Bundesländern derzeit noch gesehen wird. Die Beschränkungen für Veranstaltungen werden immer weiter gelockert. Ich meine, sobald wir es dürfen, sollten wir auch Veranstaltungen anbieten. Unter Beachtung aller gebotenen Vorsichtsmaßnahmen, selbstverständlich.

Es verlangt natürlich sehr viel Umdenken. Um Abstand zu halten, braucht man mehr Platz, es geht nicht in jedem Raum. Man muss die Teilnehmerzahl beschränken. Man muss die Kontaktdaten aufschreiben. Man darf nicht singen, das wird mir am meisten fehlen. Alle bisher gut eingespielten Abläufe sind zu überprüfen, ob sie mit den Hygiene- und Ab-

standsregeln vereinbar sind, und wenn nötig anzupassen. Mein Respekt und herzlicher Dank gilt allen Veranstaltern, die sich dieser Aufgabe annehmen.

Denn was wäre die Alternative? Wir könnten auf Nummer sicher gehen und alle Veranstaltungen absagen. Die Konsequenzen kann man sich ausmalen. Denn solange es keine Impfung und Behandlung gibt, bleibt die Corona-Gefahr bestehen. Wenn wir jede Unsicherheit vermeiden wollen, werden wir uns auf lange Sicht nicht mehr in Kulturveranstaltungen treffen können. Dies ist aber der Ort, wo der bessarabiendeutsche Zusammenhalt gepflegt wird. Gewiss, eine Zeitlang kann man die persönliche Begegnung überbrücken durch Briefe, Telefonate und Videokonferenzen. Aber wenn wir uns nicht mehr treffen können, wird unsere Verbindung schwächer werden.

Die Corona-Zeit bringt uns, neben allen Einschränkungen und Verlusten, auch positive Erfahrungen. Uns wird bewusst, wie sehr wir die mitmenschliche Nähe brauchen. Wie teuer uns die Sicherheit kommt. Wie sehr unser Leben immer noch, trotz allen Fortschritts, in Gottes Hand liegt. Für dieses Mehr an Bewusstheit können wir dankbar sein.

Unsere Veranstalter werden gründlich prüfen, ob und unter welchen Bedingungen ihr Treffen stattfinden kann. Wenn dann eingeladen wird, können die Besucher Vertrauen haben, dass sie eine Atmosphäre der Achtsamkeit antreffen, in der für ihre Sicherheit gesorgt wird. Ich wünsche uns allen, dass wir in diesem Herbst einige Bessarabertreffen erleben dürfen.

Eröffnung der Dauerausstellung „Königsberger Straße“

Am 25. Juni eröffnet die Dauerausstellung „Königsberger Straße – Heimat in der jungen Bundesrepublik“ im Museum Kiekeberg bei Harburg. Das Bau- und Forschungsvorhaben beschäftigt sich mit der Zeit von 1945 bis in die 1970er Jahre hinein.

Wegen der Corona-Pandemie findet zwar keine Eröffnungsveranstaltung statt, die Ausstellung öffnet aber, unter Einhaltung der bekannten Hygiene- und Abstandsregeln, täglich zwischen 10 und 18 Uhr. Besonderheiten im Museumsdorf sind unter anderem Nachbauten der ersten Siedlungshäuser der Bessarabiendeutschen und ein bessarabischer Bauernwagen.



Dobruškatreffen im Oktober?

Die Covid-19 hatte uns leider gezwungen, unser jährliches Treffen im Mai ausfallen zu lassen. Von verschiedenen Seiten wurde schon angefragt, ob wir es nicht im Herbst nachholen können. Es freut uns, dass dieses Interesse besteht.

Wir würden aber auch sehr gern die Meinung der Leser des Mitteilungsblattes erfahren. Immerhin machen die Vorbereitungen einen erheblichen Aufwand, den wir gern auf uns nehmen, sollten wir mit vielen Teilnehmern rechnen können.

Bitte lassen Sie uns über E-Mail mail@dobruška.eu wissen ob Ihrerseits Interesse an einem Dobruškatreffen wieder in Freyburg/Unstrut, besteht.

Einen möglichen Termin, nämlich Samstag, den 10.10.2020, haben wir in unserer Stammgaststätte „Burgmühle“ bereits vorreserviert.

Teilnahmewünsche bitte auch gern per *Telefon: 0152 34236698*

Vielen Dank

Heinz-Jürgen Oertel

Die Bürgermeisterin von Ciobanovca (Hirtenheim) Walina Cusnir hat zum 133. Dorffest eingeladen

Meine lieben Cousins, liebe Freunde in den USA, Moldawien und Germany, am 12./13. März 2020 fand bei uns ein kleines Treffen statt. Aufgrund eines Seminars über soziale Arbeit des Deutschen Roten Kreuzes war Peter Iuriev aus Moldawien in Hamburg. Monika und ich holten Peter in Hamburg ab, Uwe kam aus Dortmund angereist. Bei uns zuhause überreichte ich Peter, stellvertretend für den Verein „Deutsches Haus Hoffnung“ in Bessarabien, die Geldspende der Familie Albert Lemke aus den USA, laut beiliegender Schenkungsurkunde.

Bei dieser Gelegenheit konnten Uwe, Peter und ich einige Details unserer für Mitte September 2020 geplanten Reise besprechen. Das „Deutsche Haus Hoffnung“ in Chisinau, unter Leitung von Tattjana und Peter, organisiert einen Kleinbus für 10–12 Personen mit Gepäck, Hotels sowie gemeinsame Essenzeiten. Am 21. September 2020 feiern wir gemeinsam mit den Bürgern unseres ehemaligen Heimatdorfes Hirtenheim, heute Ciobanovca, das 133. Dorf-Gründungsfest.

Die Einladung zum Gründungsfest erhielt ich am 14. März 2020 von der Bürgermeisterin Walina Cusnir.

Höhepunkte werden unter anderem eine Baumpflanzung sowie die Ernennung eines Ehrenbürgers durch die Gemeinde sein.

In Vorfreude auf unsere geplante Reise, bleibt gesund, grüßt euch herzlichst
Robert Weiß



Einladung nach Hirtenheim in deutscher Übersetzung

Friedrich Strebel aus Maraslienfeld auf der Suche nach Verwandten

gefunden von SIGRID STANDKE

Der Staats-Anzeiger, Bismarck, Nord-Dakota, 9. Mai 1922

– Originalbericht –
Maraslienfeld, den 30. März

Werte Redaktion des Staats-Anzeigers! Ich bitte um gefällige Aufnahme meiner Zeilen in Ihrer weitverbreiteten Zeitung und hoffe dadurch in Verbindung mit Verwandten zu gelangen, die ich durch die lange Unterbrechung des Postverkehrs verloren habe. Weiß mir keinen anderen Ausweg. Also, einen herzlichen Gruß an euch, Onkel Andreas, Gottlieb und Andreas Krieger. Ich wäre gesund, aber der Vater starb vor bereits zwei Jahren. Die Mutter ist bei mir, war auch sehr krank, aber jetzt wieder gesund. Der Soldatendienst ist aus, aber ich bin durch Schüsse am rechten Arm verletzt und auch durch Schuß durch den Leib. Bin jetzt wieder heil. Ich habe auch Weib und ein Kind. Meine Armut ist groß und kaum zu schildern. Wenn wir nicht Hilfe erhalten, müssen wir zugrunde gehen. Eine Mißernte folgt der anderen. Voriges Jahr erntete ich nicht ein Körnlein und dieses Jahr habe ich keine Aussaat. Bitte, helft uns! Wir verbleiben eure Freunde Friedrich und Mutter (und) Rosina Krieger.

Schreiber des Briefes ist Friedrich Strebel, gleichfalls aus Maraslienfeld in Bessarabien, welcher dem Staats-Anzeiger zusammen mit dem Unterscribenen für Aufnahme des Berichts vielmals dankt.

Besuchen Sie unsere Homepage:
www.bessarabien.de



Besuchen Sie doch auch einmal die facebook-Seite des Bessarabiendeutschen Vereins:

<https://www.facebook.com/Bessarabiendeutscher-verein-eV-1140295879348306/?ref=bookmarks>

Umsiedlung nach Siebenbürgen

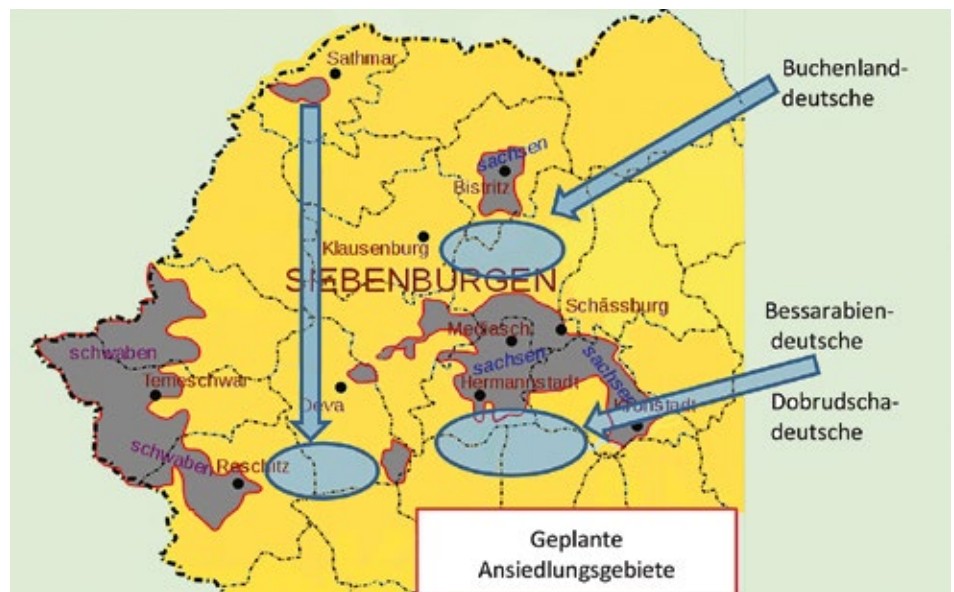
HARTMUT KNOPP

Was wäre gewesen, wenn...? Die Historiker lieben den Konjunktiv nicht. Schließlich sind die vergangenen Ereignisse ja gerade so geschehen, wie wir sie erfahren und erlebt haben und nicht etwa anders. Trotzdem diskutieren wir oft und sehr gerne darüber, wie etwas auch hätte ganz anders geschehen können. „Was wäre wenn?“ ... zum Beispiel, wenn wir Bessarabiendeutschen nicht umgesiedelt worden und geblieben wären oder wenn eine Umsiedlung ins Deutsche Altreich stattgefunden hätte, wenn Hitler den Überfall auf die Sowjetunion nicht befohlen hätte oder wenn die Umsiedlung in eine ganz andere Region erfolgt wäre usw... In diesem Aufsatz geht es um Überlegungen über eine mögliche, zumindest diskutierte Umsiedlung von Bessarabien nach Siebenbürgen Ende des Jahres 1939.

Hinsichtlich der Umsiedlung war der am 28. September 1939, also nach dem Polenfeldzug, abgeschlossene deutsch-sowjetische Grenz- und Freundschaftsvertrag wichtig, der ein vertrauliches Zusatzprotokoll besaß. Darin wurde erklärt, dass die Sowjetunion „den in ihren Interessengebieten ansässigen Persönlichkeiten deutscher Abstammung, sofern sie den Wunsch haben, nach Deutschland oder in deutsche Interessengebiete überzusiedeln, hierbei keine Schwierigkeiten in den Weg legen“.

Für das in der Erneuerungsbewegung vertretene Deutschtum in Rumänien war die Umsiedlung der Bessarabien-, Bukowina- und Dobrudschadeutschen ein deutlicher Machtverlust in ihrer Auseinandersetzung mit politischen Vertretern Rumäniens. Es ist daher kein Wunder, dass innerhalb der Siebenbürger Sachsen alternative Pläne bezüglich einer Umsiedlung dieser Siedlungsgruppen entstanden. So entstand unter den Sachsen der Vorschlag, Siebenbürgen als einen selbstständigen Staat einzurichten, als Puffer zwischen Rumänien und Ungarn und als künftiges Siedlungsgebiet deutscher Einwanderer. Damit der deutsche Einfluss in diesem Staat zu einer ausreichenden Geltung gelangen würde, schalteten sich prominente siebenbürgische Politiker in die Diskussion um die Umsiedlung ein. Zur Verdeutlichung des Diskurses soll aus zwei Denkschriften aus völlig gegensätzlichen politischen Lagern zitiert werden.

Der Vorsitzende der „Deutschen Partei“ im rumänischen Parlament und Landeskirchenkurator der Evangelischen Kirche



A.B. in Rumänien, Hans Otto Roth (1890–1953), schrieb am 24.11.1939 an Richard Csakis, dem damaligen Leiter des Deutschen Auslandsinstitutes: „Zwei mächtige Riegel (erg. die Banater Schwaben und Siebenbürger Sachsen) gegen Osten und Südosten, gegen die russische Welt und die Welt des Balkans, grenzen auch heute das Gebiet ab, das noch immer deutsches Einflussgebiet ist und unserer tiefsten Überzeugung auch deutsches Einflussgebiet bleiben muss.“

Hans Otto Roth galt als Vertreter des alten liberalen Bildungsbürgertums. Er stand mit einigen Angehörigen des deutschen Widerstandes gegen den Nationalsozialismus in Verbindung u.a. mit Ulrich von Hassell und Carl Friedrich Goerdeler, die alle an dem erfolglosen Attentat auf Hitler vom 20. Juli 1944 beteiligt waren und anschließend hingerichtet wurden. Nach 1940 wurde Roth von der vom Deutschen Reich gesteuerten Volksgruppenführung aus dem weiteren politischen Leben ausgeschaltet. Hans Otto Roth blieb auch nach dem II. Weltkrieg in Rumänien, wurde in kommunistischer Zeit mehrfach als „Volksfeind“ verhaftet und starb am 1. April 1953 an den Haftbedingungen des Gefängnisses Ghencea in Bukarest.

In einer Denkschrift an das Deutsche Auslandsinstitut schreibt er: „Wir müssen offen zugeben, dass die Erhaltung der deutschen Volkssplitter in der Dobrudscha, im Buchenland und in Sathmar, aber in gewissem Sinne auch in Bessarabien keinen rechten Sinn mehr hat. (Die Überführung dieser Volkssplitter) könnte heute vielleicht in gesicherter und organischerer Weise im

Wege einer Umsiedlung innerhalb Rumäniens verwirklicht werden. Die 35.000 Sathmarer Schwaben könnten im Banat angesiedelt werden, wo ihre näheren Stammesgenossen leben. Die Deutschen des Buchenlandes könnten auf die Westseite der Karpaten überführt und dort mit dem siebenbürgischen Deutschtum von Bistritz und Sächsisch-Regen zu einer gesunden und lebensfähigen Siedlung von rund 100.000 deutschen Menschen zusammengefasst werden. Das Deutschtum der Dobrudscha und Bessarabiens aber könnte am zweckmäßigsten im Altal zwischen Hermannstadt und Kronstadt neue Heimstätten finden. (Damit zöge sich) von Rumänien über Jugoslawien nach dem Süden des heutigen Ungarn ein breites Band deutscher Siedlungen, die nicht weniger als 800.000 bis 1.000.000 deutsche Menschen umfassen.“

Der zweite Textauszug stammt von Heinrich Zillich (1898–1988). Er studierte Staatswissenschaften in Berlin und lebte anschließend als freier Schriftsteller in Siebenbürgen und im Deutschen Reich. Zillich veröffentlichte zahlreiche Bücher mit Romanen, Novellen und Gedichten mit einer Gesamtauflage von etwa 1,5 Millionen Exemplaren. Für die NS-Kulturzeitschrift „Das Innere Reich“ gehörte er zu den Spitzenautoren und wurde daher auch von Adolf Hitler empfangen.

In der Denkschrift Zillichs an das Deutsche Auslandsinstitut schreibt er: „Wenn dahin die Deutschen Bessarabiens, der Dobrudscha, eventuell Südslawiens (Slawonien) und der Bukowina zurückgeholt würden, könnte dies Gebiet (erg. Siebenbürgen) für das Reich weitaus bedeutsa-

mer werden als die Ansetzung irgendwo am Saum des Reiches. Am günstigsten für eine baldige Lösung wäre ein ungarisch-rumänischer Krieg, der eine deutsche Intervention besonders durchgreifend machen würde.“ Zillich zeichnete eigenhändig mit Hitlergruß.

Es gab weitere Studien zur Lage der Deutschen in Rumänien, die in dieselbe Richtung zielten. Diese wurden zunächst vom Leiter des Deutschen Auslands-Instituts Richard Csaki unterstützt, der im Herbst 1939 mehrere Dienstreisen nach Rumänien unternahm. Das Auswärtige Amt in Berlin reagierte auf diese Überlegungen jedoch sehr zurückhaltend. In Antwortschreiben an die Verfasser der Denkschriften in Siebenbürgen bat Ministerialdirigent Dr. Fritz von Twardowski „darauf Einfluß zu nehmen, daß die Erörterung dieser Fragen in der Öffentlichkeit möglichst unterbleibe.“

Auffallend ist, dass bei all diesen Überlegungen zur Umsiedlung nach Siebenbürgen keine Stimmen aus Bessarabien oder der Dobrudscha zu vernehmen waren. Auch aus Deutschland erfolgten keine weiteren Reaktionen, da die SS mit ihrer Volksdeutschen Mittelstelle ganz offensichtlich völlig andere Pläne verfolgte. In zahlreichen historischen Darstellungen zur „Heim ins Reich“ Bewegung kommt viel zu kurz, dass das ganze Umsiedlungsgeschehen Teil eines viel umfassenderen Vorhabens war, dem „Generalplan Ost“.

Der „Generalplan Ost“ geht auf die bereits früh in seinem Buch „Mein Kampf“ ausgeführten Ideen Adolf Hitlers zurück, für das deutsche Volk „Lebensraum im Osten“ zu gewinnen. Nach der Eroberung des Westteils Polens zu Beginn des II. Weltkriegs sollten daher Pläne zur Besiedelung dieses Gebietes erstellt werden. In die neu errichteten Reichsgaue Danzig-Westpreußen und Wartheland wurden bekanntlich in einer großen Umsiedlungsaktion Deutsche aus dem Baltikum, aus der Sowjetunion die deutschen Siedlungsgruppen aus Wolhynien, Galizien, dem Nordbuchenland und Bessarabien umgesiedelt, schließlich aus Rumänien im Südbuchenland und der Dobrudscha – insgesamt weit über 500.000 Menschen.

Die Pläne der SS gingen aber viel weiter: Auch das „Generalgouvernement Polen“ und das „Reichsprotectorat Böhmen und Mähren“ sollten schließlich ganz einge-deutscht werden und in der Sowjetunion drei so genannte „Reichsmarken“ gebildet werden, nämlich das Ingermanland südlich von Leningrad, das Narewgebiet mit Bialystok nebst Litauen, sowie das „Gotengau“ mit der Krim und dem Gebiet um

Cherson. In sechs sehr detailliert ausgearbeiteten Entwürfe des Planungsamtes des Reichskommissars für die Festigung des deutschen Volkstums der SS war die Vertreibung jenseits des Urals bzw. die Vernichtung von nicht weniger als 80 % der Polen, 50–75 % der Tschechen, über 50 % der Ukrainer und Russen im europäischen Landesteil vorgesehen gewesen.

Aus polnischer Sicht musste die Umsiedlung der Bessarabiendeutschen als Teil eines monströsen Vertreibungs- und Vernichtungsgeschehens begriffen werden. Dass diese ihrerseits nur ein Spielball in den viel weiter gehenden Plänen der verbrecherischen Germanisierungspolitik der SS waren und sie mehrheitlich in ihre Auswirkungen weder eingeweiht waren, noch diese auch nur ansatzweise gebilligt

hätten, davon darf man mit Fug und Recht ausgehen.

Ursprünglich waren die Vorfahren der bessarabischen Siedler ausgewandert, um Krieg, religiöser Unterdrückung und Armut zu entgehen. 120 Jahre später mussten sie gleich zwei Mal wieder genau derartigen Gewalten weichen. Eine eventuelle Umsiedlung nach Siebenbürgen erscheint uns aus heutiger Sicht unreal, sie hätte zu einer umfangreichen Verdrängung von rumänischen Anwohnern geführt und wäre wohl nur mit massiver militärischer Gewalt durchzusetzen gewesen. Den umgesiedelten Bessarabiendeutschen wäre – vielleicht – das Schicksal von Flucht und Vertreibung 1945 erspart geblieben, hätte aber jahrzehntelange Unterdrückung in einem anderen Umfeld nach sich gezogen.

Sommeraster

Uns erreicht eine Zuschrift von Frau Lilli Abel als Dank für unseren Gruß zu ihrem 80. Geburtstag:

„In Ihrem Vers u.a. ‚Wie Blumen begleiten uns gute Erinnerungen‘ denke ich an mein Oma Emilie Herberg. Ihr zu Ehren schrieb ich folgendes Gedicht:

Die Sommeraster – Blume der Heimat

*Meine Oma, Emilie Herberg, war wie besessen,
die Sommeraster konnte sie nicht vergessen.
Mit viel Mühe und Fleiß gab sie die Anzucht preis.
Zur Blütezeit nahm sich die Oma zum Binden der Sträuße viel Zeit.
Zu Mutters Geburtstag im August
war der Asternstrauß schon ein Muss.
So habe ich es von der Oma übernommen.
Zum Geburtstag soll die Mutter den obligatorischen Strauß bekommen.
Bei meiner ersten Reise (September 2003) ins Bessaraberland
ich in vielen Hausgärten die Sommeraster fand.
Von da an war es mir klar,
dass es für die Oma die Blume der Heimat war.*

Lilli Abel

Wir fragen uns nun: Schreibt Frau Abel von derselben Blume, die auch Wikipedia als „Sommeraster“ kennt? „Die Sommeraster kommt in Japan, Korea und China an den Rändern von Laubwäldern vor. [...] Als Zierpflanze gedeiht sie auf frischen, nährstoffreichen, locker-humosen Böden in warm-humider Klimallage. [...] Die Sommeraster wird verbreitet als Zierpflanze für Sommerrabatten, Beeteinfassungen und Bauergärten sowie als Schnittblume genutzt. Sie ist seit spätestens 1728 in Europa in Kultur. In China wird sie schon seit 2000 Jahren kultiviert. Es gibt zahlreiche Sorten [...].“ Wenn jemand sie wiedererkennt, freuen wir uns über eine Zuschrift.



Sommeraster (*Callistephus chinensis*)
Bild: Wikipedia

Wo unsere Wiege stand

Auf Achtzig Jahre schauen wir zurück, ins Land wo unsere Wiege stand, dort waren wir daheim. Heute ist es Vergangenheit und schauen zurück ins Land wo unsere Ahnen ruh'n.

*In dunkler Schwarz-Meer-Erde,
dort ruhen unsere Ahnen
als hätte es sie nicht gegeben
so verlassen ruhen sie dort.*

*Die Natur schmückt ihre Gräber,
Gräber die es nicht mehr gibt,
über ihnen leuchten hell die Sterne
an Stelle von Kerzen auf jedem Grab.*

*Rubt still in eurer Heimat,
im Land, das uns nicht mehr gehört,
wir grüßen aus der Ferne und
schließen euch ein in unser Gebet.*

*Ohne Halt dreht sich die Welt,
das Gestern ist nicht Heute.
In Krasna waren wir Daheim,
Heute ist es die Vergangenheit.*

*Dankbar schauen wir zurück,
ins Land wo unsere Wiege stand.
Aus Kindern machte die Natur
eine kleine Schar Senioren.*

*Dankbar dürfen wir heute sagen,
aus Tränen wurde unser Glück.
Die Geschichte wird mal sagen,
deutsche Bauern lebten hier.*

*Hass und Neid hat uns gezwungen,
der Kinder Heimat ade zu sagen.
Im Abnen-Land sind wir Daheim,
und grüßen unser Wiegen-Land.*

*Dort sind wir nur die Gäste,
im Land, das Kinder-Heimat war.
Vergeblich suchen wir nach Resten,
aus der vergangenen Kinder-Zeit.*

30.05.2020, Max Riehl

Ein Blick zurück auf Achtzig Jahre

MAX RIEHL, Mai 2020

Ohne Halt dreht sich die Welt, das Gestern ist nicht Heute mit schönen und mit schweren Tagen.

Ab dem 22. Januar 1945 wurde die Straße zu meinem Daheim, als Soldat in einer Truppe, in der ich mit 17 Jahren nicht der Jüngste war und in der der Älteste mein Opa hätte sein können. Ab dem 1. Mai 1945 war ich bis Mitte August in Gefangenschaft am Timmendorfer Strand untergebracht, in einem Rinderstall. Landwirte und Landarbeiter mit Wohnsitz im Westen wurden bevorzugt entlassen, damit die Ernte eingefahren werden konnte. Mein Wehrpass aus Traunstein war Alibi für meine Entlassung nach Höhenberg Stein a/d Traun. Am Mittwoch, dem 15. August 1945 in früher Morgenstunde wurden wir in Rosenheim frei gelassen und mussten für das Weiterkommen selber sorgen. Nach mehreren Versuchen, etwas Essbares zu bekommen, landeten wir zu zweit auf einem größeren Bauernhof, (der Sohn der Bauersleute war gefallen) und bekamen ein kräftiges Frühstück, dazu etwas für den weiteren Weg. Am späten Nachmittag hatten wir Stein a/d Traun erreicht und mir kam der Gedanke, warum hab ich das Angebot, auf dem Hof bei Rosenheim zu bleiben, nicht angenommen?

Die Adresse hatte ich vorsorglich notiert, für den Fall, dass ich in Höhenberg nicht bleiben könnte. Wir hatten Höhenberg erreicht und ich zögerte nachdenklich, die Glocke an der Haustür zu bedienen. Die Tür öffnete sich und ein lauter Ruf erschall: Mogsel, wo kimst du daher? Bist du aloan? Viele Fragen, wie es mir, meinem Vater und Geschwister ergangen sei, folgten. Nach den vielen Fragen kam für mich die wichtigste Aussage: bleib bei uns, wie es



Stein a.d. Traun – hier im Ortsteil Höhenberg fand Max Riehl nach dem Krieg sein erstes Zubause. Bild: Wikipedia

weitergehen wird, das müssen wir abwarten. Nach diesen Worten waren meine Sorgen: was, wenn in Höhenberg für mich kein Platz mehr ist, dann muss ich zurück nach Rosenheim gehen, vergangen. Der 15. August (es war ein Mittwoch) und ich war mittellos, ärmer als eine Kirchenmaus. Bei der Entlassung wurden wir entlaust, aber eine Frage die blieb: bin ich nun Läuse frei? Im Gespräch hab' ich angeboten, die erste Nacht im Stall auf Stroh zu übernachtem, damit, wenn ich noch Läuse haben sollte, keine ins Haus trage. Ich badete im Waschraum und meine Sachen wurden im Waschkessel erhitzt, damit die letzten Nissen, die das Entlausen überlebt haben sollten, nicht ins Haus kamen. Mir wurden frische Sachen gegeben und ich übernachtete im Stroh. Es kam der erste Sonntag und ich konnte neu angezogen in Kleidern, die von der Nachbarin Frau Stadler aus zurückgelassenen Wehrmacht-Beständen angefertigt worden waren, zur Kirche gehen; als hätte ich nichts verloren. Viele Bekannte konnte ich begrüßen und war wieder der Bub, der von 1942 bis 1944 zu einem

Bayern-Buben geworden war und zum Kreis der Landjugend gehörte, wie in den Jahren zuvor. Hatte ich alles was man zum Leben brauchte? Eine innere Unruhe trübte zunehmend die Tage und Nächte mit einem Heimweh, wie ich es bis dahin nicht kannte. Die Zeit hatte sich verändert, mein Daheim gab es nicht mehr und ob mein Vater und meine Geschwister noch lebten, darauf konnte mir niemand Antwort geben. Und das Heimweh wurde stärker.

In den ersten Dezember Tagen von 1945 kam endlich das langersehnte Lebenszeichen von meinem Vater: ein Brief an Benno Obermeier in Höhenberg mit der Frage, ob sich einer seiner Söhne Josef, Lorenz oder Max in Höhenberg gemeldet hätte und dass er mit den jüngeren Kindern ausgeplündert und mittellos in Haßbergen an der Weser untergebracht sei. Ab dem Tag gab es für mich nur noch einen Wunsch: nach Haßbergen zur Familie zu gehen. Im April 1946 sagte ich in Höhenberg Ade, ich musste nach Haßbergen zu meiner Familie.

Haßbergen und die Umgebung waren kein Höhenberg, ich gehörte nun als Flüchtling auch zu den Katholischen Polaken aus Arabien für die in den Ortsvereinen kein Platz ist, wir waren die Fremden.

Aus der Not gezwungen bildeten wir eine Jugendgruppe, die durch kostenfreie Auführungen im Umkreis von Haßbergen zur stärksten und aktivsten Gruppe wurde. Der Erfolg weckte bei den Haßbergern ein Interesse, in der Gruppe mitmachen zu dürfen. Doch wir wiesen sie ab, mit der Aussage „Ihr wolltet uns als Flüchtlinge nicht haben, heute wollen wir Euch nicht.“ Erst nach vielen Jahren wurde erkannt, dass diese Zurückweisung, mitmachen zu dürfen, ein großer Fehler war.

Das Strohgäu

HARALD JAUCH

Westlich von Stuttgart gibt es ein Gebiet, das sich „Strohgäu“ nennt. Dieser Name weist auf fruchtbaren Ackerboden und damit verbundene reiche Ernten hin. Ein Bauer dieser Gegend verglich die Fruchtbarkeit dieses Bodens mit dem in der Ukraine, weil er davon wusste. Was er nicht wusste, war, dass die Bessarabiendeutschen aus diesem Land am schwarzen Meer kommen. Ich wies ihn darauf hin, trafen wir uns doch oft beim Kirchgang. Jetzt weiß er auch, wo wir und unsere Landsleute bis 1940 lebten.



Beresina vor 100 Jahren

MARTHA BETZ

Am 4. Juli 1920 erblickte mein Vater Friedrich Lenz in Beresina das Licht der Welt. Leider ist er vor 30 Jahren verstorben. Er gehörte zu den bescheidenen und stillen Menschen.

Mein jüngster Bruder, der bislang noch nicht in Bessarabien war, hatte den Gedanken, am 4. Juli ein Familientreffen in Beresina zu veranstalten. Aber aus aktuellem Anlass musste diese Idee ad acta gelegt werden.

Mein Vater wohnte nur ein Jahr in Beresina, denn die Familie zog nach Hanteschesti, da es dort bessere Lebensbedingungen gab. Die Schule besuchte er allerdings in Temeschwar. Mit Begeisterung spielte er Schach und Fußball. Durch die Turniere kam er in ganz Rumänien herum.

Manches wiederholt sich im Leben. So musste meine Großmutter Leontine erleben, dass ihr 39-jähriger Sohn Friedrich von einem Eisenträger, der sich von einem Kran gelöst hatte, getroffen und sein ganzer Körper zerschlagen wurde. Ich war fünf Jahre alt und meine Mutter mit dem vierten Kind schwanger. Die Ärzte sahen keine Hoffnung mehr, und der Kirchenchor hatte schon für die Beerdigung geprobt. Doch durch ein großes Wunder blieb mein Vater, teilweise gelähmt und arbeitsunfähig, am Leben. Mit einer kleinen Berufsunfähigkeitsrente und der Heimarbeit meiner Mutter hatten wir ein bescheidenes Auskommen.

Ich bin froh und dankbar, dass es uns an nichts gefehlt hat, und dass wir nicht solch einem Elend ausgesetzt waren wie meine Großmutter Leontine damals in Bessarabien.

Da ich zurzeit keine Lesungen halten kann, möchte ich Ihnen eine kleine Leseprobe aus meinem Buch „Löwenstark & Bienenfleißig“ geben:

Anfang März 1920 ging der Streckenkontrollleur mit einem Stock gewappnet in der



Mit seiner Mannschaft: Friedrich Lenz (6. Fußballspieler von rechts) kam in ganz Rumänien herum

*Nähe des Bahnhofs von Beresina die Bahn-
gleise entlang, um sie auf Beschädigungen zu
überprüfen. Er stemmte sich gegen den eisigen
Wind, als er einen Zug kommen hörte. Sich
in Sicherheit wäbnend, warf er keinen Blick
zurück, denn der Schnellzug musste auf dem
Nachbargleis fahren. Der fauchende Zug rat-
terte immer näher; es pfiff schrill, die Bremsen
quietschten – zu spät! Der Mann wurde von
den Puffern der Dampflokomotive erfasst, zu
Boden geworfen und überfahren. Voller Ent-
setzen sprang der rußverschmierte Loko-
motivführer von seinem Stabross herunter und
zog bebend den überfahrenen Mann unter
der Lokomotive hervor. Neugierig stiegen die
Fabrgäste aus dem Zug. Schnell bildete sich
am Unfallort eine Mensentraube.*

*„Was ist passiert?“, fragten sie. „Das ist doch
der Gottfried Lenz!“, rief jemand. „Ach, das
arme Weib! Sie war schon einmal Witfrau
und ist schwanger.“ Bald sprach es sich herum,
dass eine Weiche falsch gestellt war. Einen Ki-
lometer zurück lag derweil der Weichenwär-*

*ter betrunken in seinem Unterstand. Er hatte
sich Wärme antrinken wollen, um gegen den
kalten Wind gerüstet zu sein. So hatte das
Unglück seinen Lauf genommen.*

*Gottfried schwebte zwischen Leben und Tod.
Eilig wurde ein Pferdefuhrwerk organisiert,
der Verletzte aufgeladen und die acht Kilome-
ter nach Tarutino ins Krankenhaus gefahren.
Neben den Gleisen im schmutziggrauen
Schnee blieb ein einsamer blutverschmierter
Stiefel zurück, in dem ein abgetrennter Fuß
steckte.*

*Mittlerweile wartete Leontine mit den Kin-
dern am Abendbrotstisch auf ihren Mann, als
jemand an die Tür klopfte. Der Bahnhofsvor-
steher überbrachte die katastrophale Nach-
richt: „Euer Mann wurde heute Nachmittag
überfahren. Er schwebt in Lebensgefahr und
liegt in Tarutino im Krankenhaus.“ Leontine
schnappte nach Luft und ihre Knie gaben nach.
Sie schloss ihre Augen und kämpfte gegen die
Tränen. Ihr wurde flau im Magen und sie
hatte das Gefühl, sich übergeben zu müssen.*

Ein hoher, leiser Schrei brach aus ihrer Kehle heraus: „Mein Gott, nicht schon wieder!“ Sie dachte an ihren ersten Mann, der knapp vier Jahre zuvor gestorben war. Damals war sie mit dem fünften Kind schwanger gewesen.

Am nächsten Morgen machte Leontine sich mit bangem Herzen auf den Weg ins Krankenhaus. Zögernd trat sie ans Krankenbett. Erbärmlich und kaum wiederzuerkennen lag Gottfried bewusstlos in den weißen Laken. Der dicke Kopfverband, die blau unterlaufenen Augen und die blutig verkrusteten Lippen erschreckten sie. Der Arzt sagte: „Ob er

durchkommt, wissen wir nicht! Er hat einen Schädelbruch und einige Zähne verloren; acht Rippen und beide Beine sind gebrochen. Dazu wurde noch der rechte Fuß über dem Knöchel abgefahren. Wir mussten das restliche Bein in der Mitte der Wade amputieren!“ Das war für Leontine zu viel! Weinend brach sie zusammen. „Oh, mein Gott, hilf uns! Wie soll das weitergehen?“, schluchzte sie voller Schmerz. Schwanger und alleingelassen musste Leontine sehen, wie sie ihren Lebensunterhalt und die Kosten für die Krankenhausbehandlung verdiente. Ihr blieb nichts anderes übrig,

als ihre drei größeren Kinder wieder in die „Fürsorge“ zu geben. Sie mussten zurück in die Pflegefamilien, die sie fünf Monate zuvor verlassen hatten. Es zerriss Leontine das Herz, als man ihr die schreienden Kinder aus den Armen zerrte.

Sie können das Buch (inklusive Porto innerhalb Deutschlands) für 15 € erwerben unter:

E-Mail: martha-betz@gmx.de
oder Telefon: 07173-3853.

Erinnerungen an den Hausschlachttag

JANA REIFARTH

Für unsere regionale Tageszeitung, die Zerbster Volksstimme, sende ich ab und zu Leserbriefe oder Beiträge über meine ehrenamtlichen Aktivitäten ein. Im März erschien ein Beitrag eines Vereins, der sich dem ländlichen Leben und Brauchtumpflege widmet. Von einem organisierten Schlachtfest handelte der Artikel. Das weckte Kindheitserinnerungen aus den 70er und 80er Jahren, die ich gern in einem Leserbrief teilte. Meine Schilderung erhielt viel Zuspruch. Warum? Ich wohne im ländlichen Raum in Zerbst/Anhalt, hier hat man früher viel geschlachtet, aber ein weiterer Grund ist, meine Erlebnisse konnte ich mit Menschen teilen, die aus Bessarabien stammen und sich an eigene Hausschlachtungen erinnerten. Vielleicht haben auch Sie ähnliche Erinnerungen.

Der Beitrag:

„Meine Großeltern im Dorf Göbel schlachteten jedes Jahr ein Schwein. Ich wollte natürlich jedes Mal am Schlachttag von Anfang an dabei sein. Zunächst wurde mir am Vorabend versprochen, dass ich ganz wichtig bin und den Ringelschwanz vom Schwein halten solle, wenn es dem Schlachter vorgeführt wird. Jedoch weckte mich niemand und das Schwein hing schon auf der Leiter als ich auf den Hof kam. Dann gab es endlich einen Spezialauftrag. Ich sollte bei den Nachbarn einen Magenspieß leihen. Voller Erwartung ging ich von Haus zu Haus – ohne Erfolg. Keiner wollte mir dieses Ding leihen. Jahre später durchschaute ich alles. Es gab gar kein Gerät „Magenspieß“. Ich stand den schlachtenden Männern im Weg. Sie waren froh, wenn das kleine Mädchen unterwegs war und nicht vor den Füßen stand und die Klaren (Korn) mitzählte, die nach jedem „wichtigen“ Arbeitsabschnitt eingeschenkt wurden. Ein Schlachttag bestand aus so einigen dieser wichtigen Arbeitsvorgängen.

Irgendwann wurde ich dann doch in die Helferrunde aufgenommen und akzep-

tiert. Allerdings hatte sich das mit dem Ringelschwänzchen halten erledigt – die Schweine hatten gar keine mehr, sie waren kupiert.

Das Jugendschutzgesetz wurde eingehalten – ich habe immer ohne Klaren klar gesehen. Zu meinen Aufgaben zählten Blut quirlen, die Bügel auf die Einweggläser schieben und die Knochen auf dem Holzklötz halten, die mein Onkel zerhackte – eine sehr aufregende Aufgabe. Als Jüngste musste ich die meisten Wege laufen. Ich holte dies und holte das. Einmal sollte ich eine Schüssel mit dem Brägen aus dem Regal holen. Bis dahin wusste ich nicht was Brägen ist ... Der Schreck war groß als ich in die Schüssel sah. Kam Gehirn wirklich in die Wurst oder war das wieder so ein kleiner Spaß? Nun ja, damals wurde alles verwertet. Dass die Darmhaut die Hülle der Würste wurde, war für mich anfangs auch befremdlich. Da läuft heute noch das Kopfkino und ich sehe den Fleischer am Misthaufen stehen und die Därme des Schweines leeren und säubern. Ist der heute verwendete Kunststoffdarm aber eine gute Alternative? Sehr gern habe ich das frische rohe Gehackte gegessen und etwas von den Nieren, die gekocht aus dem Kessel kamen. Also anatomische Kenntnisse habe ich am praktischen Beispiel erworben. Sehr aufregend

und lehrreich war auch die Arbeit des Fleischbeschauers. Ich war immer ganz aufgeregt, wenn er kam und ich die Proben mit dem Mikroskop anschauen durfte. Neben Geld wurde er auch mit einem Wurstpaket entlohnt. Die Nachbarn ohne Magenspieß bekamen ebenfalls solch ein Paket. Nichts geben, aber etwas bekommen ... das habe ich nicht verstanden. Wäre ich längere Zeit im Winter bei meinen Großeltern geblieben, hätte ich das Rotationsprinzip von Wurstpaketen verstanden, denn es schlachteten viele Nachbarn.

Wenn ich heute aus dem Fenster schaue und das fleischverarbeitende Werk in Zerbst sehe, dann hat das so gar nichts mit meiner Kindheitserinnerung zur Wurstherstellung zu tun.“

Noch ein paar Anmerkungen zu meiner Person. Ich bin die Tochter von Edwin und Erika Bohnet, geb. Leischner. Meine Großeltern stammten alle aus Kulm und lebten in Brietzke (Elise Hoffmann, geborene Flaig, verwitwete Leischner) und Göbel (Adam Bohnet und Lilli, geb. Haase). Meine Tante Edith und mein Onkel Gerhard Bohnet aus Magdeburg, die sich in unserer Gegend bessarabiendeutsche Anliegen pflegen, regten die Weiterleitung meiner niedergeschriebenen Erlebnisse an das Nachrichtenblatt an.

Mein Urlaubs Erlebnis

MAX RIEHL

Nach meiner Schul-Entlassung wollte ich die deutsche Rechtschreibung besser kennen lernen, dafür kam ich nach Bayern und landete im Ausbildungsprogramm „Bauern für den Osten“ zur Erweiterung vom Großdeutschen Reich. Nach sechs Monaten in Höhenberg bekam ich den ersten Urlaub und fuhr Heim auf den total abgewirtschafteten Hof in Schönrode, wo meine Familie gegen den Willen

der Mutter angesiedelt worden war. Auf dem Hof angekommen, traute ich meinen Augen nicht. Es war nicht mehr der Hof, den ich im Mai 1942 verlassen und von dem aus ich zum Landjugend-Austausch und zur Ausbildung zum Bauer für den Osten nach Bayern gefahren bin.

In den Urlaubstagen besuchte ich Verwandte, Bekannte und Freunde. Ich konnte oder wollte nicht wahrhaben, was ich in den Tagen gesehen und erlebt habe. Wieder zurück von den Verwandten und Be-

kannten ergab es sich, dass ich aus dem kleinen Lebensmittel Geschäft ein Päckchen Katreiner Kaffee mitbringen sollte. Das „Grüß Gott“ hatte ich mir schon abgewöhnt und grüßte beim Eintreten in den Kaufladen Ebert mit Heil Hitler. Die Frau Ebert bediente gerade eine ältere Frau und grüßte mit „Heil Hitler“ zurück, ließ die Frau stehen und kam zu mir mit der Frage: Was darf es sein? Ohne mir Gedanken zu machen, was da passierte, sagte ich mit meinem bayrischen Dialekt, der mir in Fleisch und Blut übergegangen war: Oa Päckel Katreiner Kaffee. Mit vielen Worten der Entschuldigung sagte die Frau Ebert mehre mal, gerade hätte sie das letzte Päckchen der Frau Kowalsky verkauft. Ich wollte ohne Kaffee gehen, da sagte die Frau, ein Moment bitte und fragte nach meinem Namen, ich war für sie ein Fremder. Ich nannte meinen Namen Riehl, Max, ein Sohn von Eduard Riehl. Ohne Worte ging die Frau Ebert an den Einkaufskorb der Frau Kowalsky, entnimmt ein Päckchen Katreiner Kaffee und gibt es mir mit den Worten: Nun haben wir doch noch ein Päckchen Katreiner Kaffee gefunden. Ich bezahlte den Kaffee und hatte nicht begriffen, was da gerade abgelaufen ist.

Noch an demselben Abend musste ich ein Erlebnis über mich ergehen lassen, das ich Tage zuvor nicht für möglich gehalten hätte, obwohl mir in Briefen nach Bayern

schon mehrere mal von ähnlichen Fällen geschrieben wurde. Es war an einem Novemberabend, in den Ställen wurde gefüttert und gemolken. Die Beleuchtung bestand aus einer Stalllaterne, so dass die Gegenstände nur in groben Umrissen sichtbar waren. Aus Neugier oder nur zum Zeitvertreib ging ich von Stall zu Stall und habe mich mit den polnischen Knechten über meinen Lehrhof in Bayern unterhalten. Der Schweizer Suchi war am Melken und Knecht Watzlaf mahlte Rüben für den kommenden Morgen. Ein kräftiger, dunkel gekleideter Mann kam mit forschenden Schritten wortlos in den fast dunklen Kuhstall und schlug mit voller Kraft auf mich ein, ohne zu fragen, wer ich sei oder was ich mache, mit den Worten: Du fauler Polak, ist das gearbeitet? Der Schweitzer und der Knecht kamen und haben mehr geschrien als gerufen „Ist Sohn von Chef, macht Urlaub!“ Noch lauter schrie der Mann zurück, macht Urlaub ohne Uniform. Nach den Worten „an die Arbeit du fauler Polak“, nahm er die Laterne und leuchtete mir ins Gesicht. Er fragte, bist du ein Sohn von Riehl? Nach meinem Ja, konnte er nicht genug Worte der Entschuldigung finden. Er versuchte mir zu erklären, dass er angenommen hat, einen Knecht erwischt zu haben, der die Anderen von der Arbeit abhalten würde. Er fragte nach dem Vater, der an dem Abend nicht daheim war, um sich

auch bei ihm zu entschuldigen. Nach diesem Erlebnis wurde mir klar, was los war, was mir in vielen Briefen von der Schwarzen-SS geschrieben wurde. Und erst jetzt wurde mir bewusst, was ich im Laden Ebert mit dem Päckchen Kaffee erlebt hatte. Die ältere Frau im Laden war eine Polin und hatte den Kaffee in ihrem Korb schon bezahlt. Der Kaffee wurde ihr aus dem Korb genommen und mir gegeben, weil ich ein Deutscher war. Am darauf folgenden Tag war die Familie beim Frühstück und es wurde über den Vorfall vom Vorabend gesprochen, denn mein Gesicht zeigte, wie brutal der Mann zugeschlagen hatte. Es klopfte an der Tür, nach dem herein trat der SS-Mann ohne Uniform und ohne den Heil-Hitler-Gruß ein. Mit vielen Worten entschuldigte er sich beim Vater und mir und hat angeboten, mich zu einem Arzt zu fahren. Ohne darauf zu antworten, habe ich den Raum verlassen. Ab dem Tag konnte ich verstehen, warum die Partisanen im Tuheler Wald so viel Zulauf hatten. In Bayern haben Deutsche, Engländer, Franzosen, Polen und Russen an einem Tisch gegessen und hier in Westpreußen mussten die polnischen Mägde und Knechte mit einem Schuppen oder einer Waschküche als Essraum zufrieden sein. Viele unschuldige Frauen und Kinder mussten bei der Flucht im Januar 1945 mit ihrem Leben dafür büßen.

Ein jüdischer Getreideaufkäufer

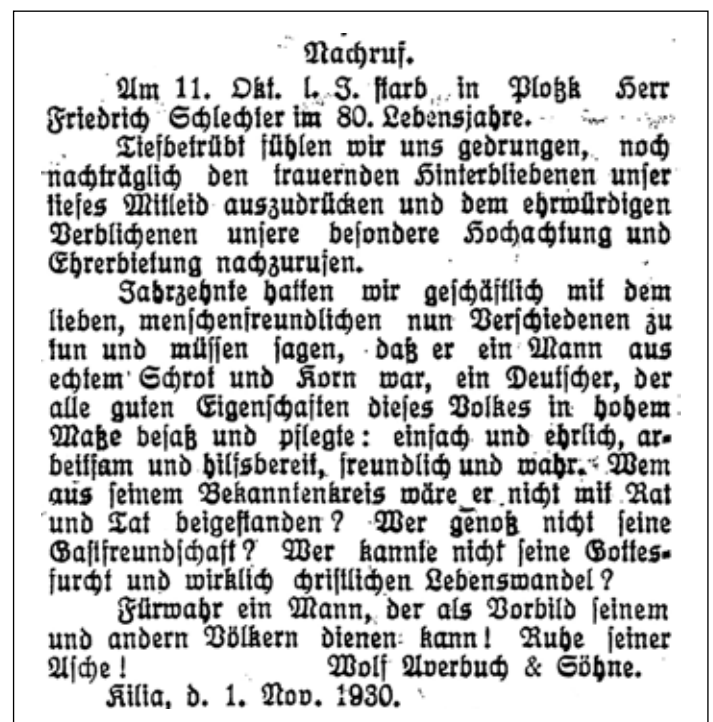
ERNA SCHLECHTER

Als Reaktion auf unsere Themenreihe „Juden in Bessarabien“ in der Juni Ausgabe des Mitteilungsblattes (ab S. 18) erreichte uns eine E-Mail von Benjamin Schlechter, in der er uns eine Erinnerung seiner Großmutter Erna Schlechter hat zukommen lassen:

Mein Bericht passend zu dem Thema Juden in Bessarabien: Vielleicht erinnern sich noch ein paar ältere Leser an den jüdischen Getreideaufkäufer Herrn Averbuch. Ich selbst, Jahrgang 1936, weiß es nur aus Erzählungen. Hier die Abzüge der Original Todesanzeige von Friedrich Schlechter (der Großvater meines Mannes Hugo Schlechter) und des von Herrn Averbuch geschriebenen Nachrufs. Was wurde wohl aus der Familie Averbuch, ob sie die Naziherrschaft überlebt hat? Was wäre heute seine Meinung über das von ihm so hoch geschätzte Volk?



Im Oktober 1930 verstarb Friedrich Schlechter



Im November 1930 schrieb Wolf Averbuch einen Nachruf für Friedrich Schlechter, in dem er seine hohe Meinung über den Verstorbenen ausdrückt.

Bilder des Monats Juli 2020

Foto Nr. 1



Foto Nr. 2



Wer weiß etwas zum Inhalt dieser Fotos? Aus welchem Jahr stammen die Fotos? Erkennen Sie jemanden?

*Sollten Sie uns weiterhelfen können, so bitten wir Sie herzlich, uns über die E-Mail-Adresse homepage@bessarabien.de mit Betreff „Bild des Monats“ oder per Post an **Bessarabiendeutscher Verein e.V.** zu informieren.*

*Vielen Dank für Ihr Interesse und Ihre Unterstützung!
Ihr Heinz Fieß, Administrator
www.bessarabien.de*

Rückmeldung zum Foto Nr. 1 vom Monat Mai 2020:

Helmut Mattheis teilt dazu mit: Das Foto wurde Mitte September 1940 im Knabengymnasium in Tarutino aufgenommen. Eine Kopie der Aufnahme befindet sich im Bundesarchiv: Bestand Bild 137 des Deutschen Auslands-Institutes unter Nr. 1000.

Bildinhalt: Der Gauleiter der Deutschen Bessarabiens Dr. Otto Broneske begrüßt die Mitglieder der Umsiedlungskommission.



Wilkowo – Stadt: Venedig der Ukraine



St. Nikolauskirche



Fischer- bzw. Lipowanerdenkmal an der Hauptstraße



Denkmal beim Hotel Delta

WERNER SCHABERT

Schon am Frühstücksmorgen begrüßt uns ein azurblauer Himmel. Das Schwarze Meer demonstriert seine Präsenz bei jedem Atemzug und das Wohlfühlbarometer erscheint schon jetzt rekordverdächtig. Rundum – es wird ein guter Tag.

Wir lassen es heute locker und entspannt angehen. Unsere Schiffsfahrt auf den Mündungsarmen der Donau beginnt erst um 16:00 Uhr und so haben wir genügend Zeit, Wilkowo und seine individuelle Schönheit näher zu erforschen.

Frischen und geräucherten Fisch in Hülle und Fülle finden wir auf dem offenen Basar in der Stadtmitte gegenüber der imposanten St. Nikolai Kirche, die mit ihrer strahlenden goldenen Kuppel die ganze Stadt dominiert.

Wilkowo ist von etlichen, teils künstlich angelegten, Kanälen durchzogen und das Boot gehört zu den wichtigsten Verkehrsmitteln des Ortes. In der Stadt gibt es nur vier Straßen, jedoch Hunderte von Kanälen mit einer Gesamtlänge von 40 Kilometern.

Zusammen mit den natürlichen Nebenflüssen der Donau, ist die Fläche Wilkows größtenteils von Wasserstraßen bedeckt. Die so genannten Wilkowo-Boote sind typisch für die Stadt und ihr Bau gehört zum traditionellen Handwerk in der Stadt. Auch zum Fischen werden sie genutzt, denn der Fischfang ist, neben dem Tourismus, einer der Haupteinnahmequellen der Bewohner. Charakteristisch für Wilkowo sind auch die vielen Bretterwege, Brückchen und Stege, die manche Wohnhäuser miteinander verbinden. Sie sind wichtig, um bei Hochwasser auf die benachbarten Grundstücke gelangen zu können. Die Obst- und Gemüsegärten besichern den Bewohnern alljährlich üppige und qualitativ hochwertige Erträge, denn die regelmäßigen Überschwemmungen der Donau, jeweils in den Anfangsmonaten des Jahres, tragen nährstoffreichen Schlamm in die Gärten.

An der Hauptstraße befinden sich ein Kinotheater, das Rathaus und zwei Denkmale: ein Lenin-Denkmal und ein Fischerdenkmal (2004 enthüllt). Insgesamt gibt es in der Stadt drei Kirchen, zwei Nikolaus-Kirchen, die zu Ehren des Schutzheiligen Nikolaus von Myra errichtet wurden, und die Christi-Geburts-Kirche. Zwei dieser Kirchen sind rein lipowanische Kirchen.

Die Lipowaner sind altgläubige orthodoxe Christen, leben an der Donaumündung und sprechen eine sehr alte Version der russischen Sprache. Ein paar tausende Lipowaner leben auch in der Bukowina und in der Region Moldau.

Die Lipowaner haben Russland seit der Zeit von Zar Alexei Michailowitsch verlassen, als es ab 1654 auf Initiative von Patriarch Nikon zu einer Glaubensreform kam, der sie sich als „Altgläubige“ widersetzen. Die Mehrzahl floh bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, um der Verfolgung als Raskolniki (von raskol/раскол „Kirchenspaltung“) zu entgehen, und fanden Schutz in den unzugänglichen Gebieten des Donaudeltas. Zunächst siedelten sich die Lipowaner in Südbessarabien, im Übergang zum 18. Jahrhundert dann auch in der Norddobrudscha an, welche sich zu dieser Zeit unter türkischer Herrschaft befand.

Insbesondere aufgrund der auf kulturelle Angleichung Russlands an das übrige Europa ausgerichteten Politik von Peter I. fand eine weitere Flucht und Vertreibung statt, wie nach der Niederschlagung des Bulawiner Aufstands 1708, als Don-Kosaken von Ataman Nekrasow vom Kuban in die Dobrudscha flüchteten. Ab der Mitte des 18. Jahrhunderts gilt die Zuzugsbewegung der Lipowaner in die Region als abgeschlossen. Die russische Volkszählung von 1817 erwähnte 1200 lipowanische Familien in Bessarabien.

Namensherkunft und Geschichte

Die ersten Bewohner von Wilkowo waren Lipowaner. Im unteren Teil des Donau-

Deltas, das ursprünglich zum Osmanischen Reich gehörte, siedelten sich bis zur Mitte des 18. Jh. flüchtige Don-Kosaken, Saporoger Kosaken und altgläubige orthodoxe Christen (Lipowaner) an. Der 1746 gegründete Ort erhielt 1762 das Stadtrecht. Er gehörte zeitweilig, beispielsweise zwischen 1918 und 1940 und 1941–1944, zu Rumänien. Am Ende des Zweiten Weltkriegs wurde Wilkowo Teil der Ukrainischen Sowjetrepublik der UdSSR und schließlich der einer unabhängigen Ukraine.

Allgemeine Informationen

Wilkowo liegt in der Oblast Odessa im Rajon Kilija an der Grenze zu Rumänien und ist die letzte Donau-Ortschaft in der Ukraine, bevor der Fluss in das Schwarze Meer mündet. Die Stadt hat etwas über 9.000 Einwohner und ist Sitz der Verwaltung des ukrainischen Donau-Biosphärenreservats, einem UNESCO-Weltnaturerbe. Drei der vielen Mündungsarme der Donau fließen von Wilkowo aus Richtung Mündung: Kilija, Otschakowskoje und Belgorodnistrowski genannt. Sie bilden eine Gabel, was auf die Namensherkunft des Ortes schließen lassen könnte: Gabel heißt auf Ukrainisch „vilka“.

Seit dem 13. April 2007 gehört die Siedlung Bile auf der Schlangeninsel östlich der Stadt im Schwarzen Meer zu Wilkowo.

2004 ließ die Ukraine den Bystre-Kanal östlich von Wilkowo, trotz massiver internationaler Proteste, zum Schifffahrtskanal ausbauen. Umweltorganisationen befürchteten durch den Bau einen folgenreichen Eingriff in das sensible Ökosystem des nördlichen Donaudeltas. Die Bauarbeiten sind bis heute nicht beendet worden und der Kanal ist nicht für den Schiffsverkehr freigegeben. Allerdings ist die Ausbaggerung schon so weit fortgeschritten, dass dennoch mit einem Versanden kleinerer Flussarme im Delta gerechnet wird.

Zusammen mit den natürlichen Durchflüssen des Deltas und künstlich gegrabe-



Auf diesen Bretterwegen kommt man auch bei Hochwasser trockenen Fußes ans Ziel

nen Kanälen zur Anlage von Inseln wurde Wylkowe in das einheitliche Wassersystem der natürlichen Donaugraben hineingebaut. Die Kanäle nehmen bis zu 45 Prozent der Stadtfläche ein, wodurch Boote zu wichtigen Verkehrsmitteln in der Stadt wurden. Durchschnittlich kommen noch heute zwei Boote auf jeden Einwohner. Wegen der unterschiedlichen Wasserstände gibt es zwischen einigen Grundstücken auch Bretterwege auf Pfählen.

Haupternährungszeitung ist der Fischfang, deshalb gibt es an der Hauptstraße auch ein Fischer-Denkmal. Darüber hinaus spielen der Eigenanbau von Obst und Ge-

müse sowie inzwischen der Tourismus und der Bootsbau eine wichtige Rolle. Die typischen Wylkowe-Boote entstanden zuerst als Nachbau von Kosakenbooten. Diese wurden als Kampfschiffe verwendet und waren mit zwei Bugen ausgestattet, damit sie nicht gedreht werden mussten. Die Form wurde beibehalten und dient heute unter der Bezeichnung Heringsboot den Fischern.

Nun genug von Geschichte, Wirtschaft und Sehenswürdigkeiten und über die interessante Stadt.

Wir fahren jetzt zum Hafen und unternehmen auf der Donau eine Schiffsfahrt zum Schwarzen Meer.

Donaudelta

WERNER SCHABERT

Mittlerweile war ich schon viele Male im Donaudelta und fahre immer wieder gern dorthin. Bei Gruppen ab 3 Personen unternehmen wir die Schiffsfahrt zum Schwarzen Meer auf einer Barkasse, die mit Sitzbänken an der Reling und einem extra vorbestellten Tisch in der Mitte des Bootes ausgestattet ist. Mit diesem Schiff dauert die Fahrt etwa vier bis fünf Stunden. Wir planen die Zeit so, dass wir mit der Dämmerung wieder zurück in den Hafen kommen. Hintergrund ist, dass wir bei der Rückfahrt in den Sonnenuntergang hineinfahren, der oftmals vom Fluss her fantastische Eindrücke hinterlässt und faszinierende Fotomotive offeriert.

Schon seit vielen Jahren steuert uns Kapitän Igor, ein Lipowaner, der das Delta wie seine Westentasche kennt und immer wieder Neues zu erzählen weiß. Vor jeder Fahrt verproviantieren wir uns mit leckeren und deftig herzhaften Schmankerln, wie vorgebratenem Geflügel, geräucherter Fisch, Käse, Wurst, frischem Brot, Gemüse und Obst, sowie kaltem Bier, schmackhaften Weinen aus der Region und anderen Getränken. Seeluft macht ja bekanntlich hungrig.

Hin- und Rückfahrt finden auf verschiedenen Donauarmen statt, so dass vorm abwechslungsreichen Panorama keine Langeweile aufkommen kann.

Je näher wir uns der Donaumündung in das Schwarze Meer nähern, desto baumloser wird die Region. Hektargroße Schilffelder umrahmen den immer breiter werdenden Strom. Verschiedene Vogelpopulationen wie Kormorane, Weiß- und Graureiher, Pelikane, Schwäne, Enten, Quaquas und andere Arten lassen sich in unmittelbarer Nähe beobachten und wir sind sprachlos und begeistert.

Igor zeigt und erklärt, was Wassernüsse sind, die er aus dem Fluss holt und uns zum Probieren gibt. Er erzählt von schwimmenden Wildschweinen im Delta, die sich hier im Spätsommer den Speck für den Winter anfressen. Die Bewohner der Region, die oberhalb der Mündung in Dörfern und Städten von ihren Obstplantagen leben, werfen nicht den Verkaufskriterien entsprechendes Obst wie Äpfel, Birnen, Aprikosen, Pfirsiche und Pflaumen in die Donau, damit es Richtung Meer treibt. Dort wird es von den Wildschweinen und auch anderen Tieren als Nahrungsquelle gern angenommen.

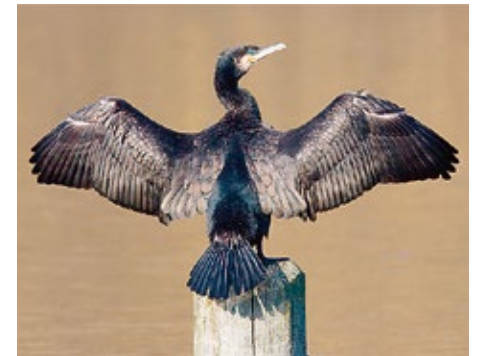
Im Delta wachsen prächtige seltene Blumen und Pflanzen wie zum Beispiel den Schneeball oder eine wilde Sellerieart, die schon auf mehrere Meter Entfernung die Nase aromatisch beircet.

Welse, die eine Länge bis über drei Meter erreichen, und Delfine, die manchmal an der Mündung zu sehen sind, sorgen für Überraschungsmomente.

Ein Besuch im Donaudelta ist allemal einen Besuch wert und ich habe bis jetzt noch keinen Gast erlebt, der ohne Begeisterung blieb.

Übrigens: Mit kleineren Gruppen (bis drei Personen) fahren wir mit einem kleinen spritzigen Motorboot hinaus und haben dann auch die Möglichkeit, kleinere Kanäle zu durchfahren und zusätzliche Erlebnisse zu erfahren.

Und noch etwas Interessantes:



Kormoran beim Trocknen

Wenn wir unsere Kleidung trocknen wollen, hängen wir sie einfach auf eine Wäscheleine. Der Kormoran kann sein Federkleid nicht einfach ausziehen und aufhängen.

Diese Vögel sitzen deswegen oft mit ausgebreiteten Flügeln da und lassen ihre Federn von Sonne und Wind trocknen. Doch warum wird der Kormoran überhaupt nass?

Kormorane sind Wasservögel und ernähren sich von Fischen. Wenn sie nach Fischen tauchen, werden sie natürlich nass. An ihrem Gefieder perlt das Wasser aber nicht ab, deshalb lassen sie es nach dem Tauchen an der Luft trocknen. Die ausgebreiteten Flügel sieht man deshalb oft beim Kormoran.



Abenddämmerung im Delta



Blick auf die Kirche übers Grüne

BÜCHERANGEBOT

Wir haben aus dem reichhaltigen Bücherangebot des Bessarabiendeutschen Vereins einige Titel ausgesucht, die wir Ihnen im Folgenden vorstellen und als Lektüre für Ihre Urlaubszeit wärmstens empfehlen möchten. Es sind dies Bücher über das Land und die Geschichte der Deutschen in Bessarabien und der Dobrudscha, interessante Biografien, Erzählungen aus dem Leben in der alten Heimat und Berichte über Lebenswege während Umsiedlung, Krieg und Nachkriegszeit.

Wir freuen uns über Ihre Bestellungen.

Schauen Sie sich doch auch unter

www.bessarabien.de unter „Literatur/Medien“ um (dorthin führt auch unser QR-Code)

oder fordern Sie eine Bücherliste an:

Bessarabiendeutscher Verein e.V., Florianstr. 17, 70188 Stuttgart, Tel. 0711-440077-0

Die Preise sind incl. MwSt. und zuzüglich Versandkosten



BESSARABIEN: DEUTSCHE KOLONISTEN AM SCHWARZEN MEER

Autorin: Ute Schmidt

Im Jahr 1813 lud Zar Alexander I. deutsche Siedler ein, sich als Kolonisten am Schwarzen Meer niederzulassen. In fünf bis sechs Generationen schufen die Einwanderer ein prosperierendes Gemeinwesen. 1918 fiel das Gebiet an Rumänien. Die Umsiedlung der Deutschen im Herbst 1940 bedeutete das Ende ihrer gut 125-jährigen Siedlungsgeschichte. Das Buch beschreibt Herkunft und Siedlungsformen der Deutschen in Bessarabien, ihre von lokaler Autonomie und protestantischer Ethik geprägte ländliche Kultur sowie das Zusammenleben als kleine Minderheit mit einer Vielfalt anderer Nationalitäten. Die Autorin schließt mit „Bessarabien nach 1940 bis heute“.

€ 19,80

ArtikelNr. 1229

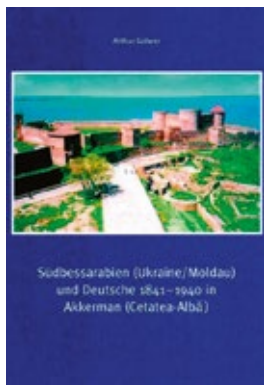
SÜDBESSARABIEN (UKRAINE/MOLDAU) UND DEUTSCHE 1841 - 1940 IN AKKERMAN (CETATEA-ALBĂ)

Autor: Arthur Golwer

Am Nordwestrand des Schwarzen Meeres gehörte Südbessarabien von 1814-1940 zum Lebensraum deutscher Siedler. Der Siedlungsschwerpunkt war der frühere Kreis Akkerman. Die deutsche Siedlungsgeschichte unter russischer und rumänischer Herrschaft wird kurz dargestellt. Ausführliche naturwissenschaftliche Beschreibungen der Gewässer und Böden, des Untergrundes und Klimas sowie der Tiere und Pflanzen ergänzen die bisherigen Angaben in der Literatur der Bessarabiendeutschen. Südbessarabien und die rd. 2500 Jahre alte Stadt Akkerman mit der großen mittelalterlichen Festung haben eine bewegte Vergangenheit. Im abschließenden Kapitel des Buches werden die Herkunft und das Schicksal mehrerer deutschstämmiger Familien aus Akkerman geschildert.

€ 25,00

ArtikelNr. 1522



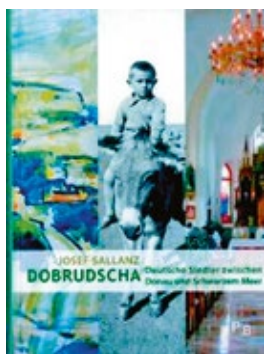
DOBRUDSCHA – DEUTSCHE SIEDLER ZWISCHEN DONAU UND SCHWARZEM MEER

Autor: Josef Sallanz

Das neu erschienene Buch ist ein Standardwerk. Die wechselvolle Geschichte des Landes und die drei Siedlungsphasen der Deutschen in der Dobrudscha werden ausführlich behandelt. Die Teilung des Landes in Nord- und Süddobrudscha, der Erste Weltkrieg und die Besetzung durch die Mittelmächte, die anschließende Zwischenkriegszeit, die Um- und Ansiedlung im Zweiten Weltkrieg sowie Flucht und Neuanfang nehmen einen breiten Raum ein. Aber auch die dobrudschadeutschen Lebenswelten wie Kirche - schulische Bildung - Wirtschaft - medizinische Versorgung - das alltägliche Leben und die verschiedenen Bräuche werden eindrücklich vermittelt. Ein sehr empfehlenswertes Buch.

€ 19,80

ArtikelNr. 1572



GAGAUSIEN, REISE IN EIN WUNDERSAMES LAND

Autor: Horst Pflingsten

Ein sehr aufschlussreiches Buch über die Volksgruppe der Gagausen und deren Geschichte sowie über die Begriffe Moldau, Bessarabien und Transnistrien hinsichtlich geographischer Lokalisation und geschichtlicher und politischer Entwicklung. Der Autor, der als „Rucksack Tourist“ dort unterwegs war, schildert seine Begegnungen und Erlebnisse mit Fingerspitzengefühl und sehr humorvoll.

€ 14,80

ArtikelNr. 1533

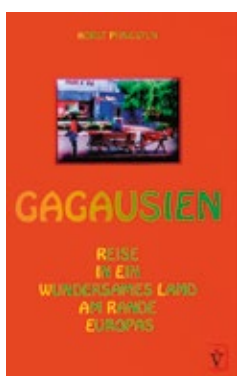
KARL RÜB

Autor: Sigmund Ziebart

Der Autor berichtet über das bewegte Leben von Karl Rüb. Nach bestandem Abitur in Odessa und abgeschlossenem Studium in Deutschland folgten Gründungen eigener Handelsunternehmen und Konstruktionsbüros in Deutschland, Rumänien und der Dobrudscha. Besondere Würdigung erfährt das „Hilfswerk“, das von Karl Rüb gegründet wurde und den in Württemberg ankommenden Bessarabiendeutschen Hilfestellung leistete.

€ 12,00

ArtikelNr. 1528



EINER AUS UNSEREM DORF

Autor: Artur Bender

Auszug aus einem Dankeschön-Brief einer Leserin:
„Ob Sie erzählen von Ihrem Zuhause in Katlebug, oder über die Zeit der nachfolgenden Jahre, die von Ihnen eindringlich beschrieben werden; mit viel Humor leiten Sie immer wieder von den schrecklichen Zeiten des Lebens hinüber zu den witzigen Begebenheiten Ihrer Mitmenschen. ... In mir hat Ihr Buch etwas hervorgerufen: es sind dies Gefühle und Erinnerungen an die Zeit während des Krieges und vor allem nach dem Krieg. Beeindruckt bin ich von der Offenheit, die Sie dem Leser darlegen. ...“

€ 18,00

ArtikelNr. 1305



KINDHEIT OHNE HEIMAT

Autor: Eduard Braun

Hannowka, 1963: Etwa 30 Jahre, nachdem er das Licht der Welt erblickte, begibt sich Eduard Braun in seinen Geburtsort, der mittlerweile der Ukraine zugerechnet wird. Gedanken an eine Kindheit, geprägt von einer schwierigen Mutter-Sohn-Beziehung, sowie an die ständigen Wohnortwechsel ab der Umsiedlung kommen wieder hoch. Eine Erinnerungsreise quer durch die heutige Ukraine, Serbien, Polen und Tschechien nach Deutschland nimmt ihren Lauf.

€ 12,80

Artikelnr. 1557

DAS BILD DER HEIMAT, Verse und Prosa

Autorin: Elfriede Qualen-Idler

Die Autorin hält Erinnerungen an viele Erlebnisse sowohl in ihrer Kindheit und Jugend als auch in der Kriegs- und Nachkriegszeit in Erzählungen fest, und in ihren vielen Gedichten spürt man die Liebe zur alten Heimat Bessarabien.

€ 9,00

Artikelnr. 1366

AUGENBLICKE: GESCHICHTEN VON FRÜHER UND HEUTE

Autorin: Lucie Kasischke/Kämmler

Die Autorin erzählt aus ihrem Leben. Es sind kleine Geschichten aus Bessarabien, an die sie sich erinnert, Erzählungen aus ihrem Leben in Kasachstan, wohin sie bei Kriegsende verschleppt worden war, sowie aus der Zeit nach der Entlassung aus der Sowjetunion und vom Leben in der neuen Heimat. Das Büchlein enthält die liebsten Gedichte der Autorin. Zu den Texten passend ausgewählte Fotos bereichern das Büchlein.

€ 12,00

Artikelnr. 1503

SCHATTENBLENDE

Autorin: Martina von Schaewen

Der Roman ist eine wundervolle Geschichte aus einer fernen Zeit: eine fesselnde Familiensaga, ein packender Kriminalfall und eine große Liebe zwischen Verzweiflung und Zuversicht. In Sarata kämpft die junge Katharina um ihre große Liebe zu Johannes Jakob. Ihr Mann ist schwer traumatisiert aus dem russisch-japanischen Krieg zurückgekehrt und Katharina fremd geworden. Als im Dorf ein schweres Verbrechen verübt wird, wird Johann Jakob als Täter verdächtigt. Katharina glaubt an die Unschuld ihres Mannes und trotz der erdrückenden Last des Schicksals.

€ 14,00

Artikelnr. 1484

BUDSCHAKENBLUT

Autorin: Martina von Schaewen

Dieser historische Roman ist eine Mischung aus Krimi und Liebesgeschichte. Ort der Handlung ist Sarata in Bessarabien. Im südlichen Teil Bessarabiens - dem Budschak - erregen weder die ausgefallenen Modeideen der jungen Olga aus Sarata, noch der Totschlag an einem in der Gemeinde bekannten Säufer die Gemüter der Einwohner Saratas. Auch die darauf folgenden Morde sorgen für wenig Aufregung, selbst an jenem Tag, als der Ortsvorsteher etwas zu Gesicht bekommt, das seine Vorstellungen bei weitem übertrifft.

€ 12,00

Artikelnr. 1510

IM STURM DER GESCHICHTE

Autor: Klaus Stickel

Dem Autor ist es in diesem Familienepos gelungen, die dramatische Historie der Bessarabiendeutschen und der Sudetendeutschen von 1790 bis 1969 spannend zu schildern. Der Leser wird in den Strudel der Ereignisse mitgerissen. Man spürt, dass Personen und Handlung nicht erdacht wurden.

€ 24,90

Artikelnr. 1507

DER SPRUNG

Autoren: O. Groß / W. Sheffield

Oskar Groß schildert seine eigene Lebensgeschichte. Sie beginnt im Dorf Mintschuna, wo er als Halbweise aufwächst. Nach Umsiedlung, Schulzeit im Ansiedlungsgebiet Westpreußen und Einberufung zur Wehrmacht gerät er in Gefangenschaft. Wegen der unmenschlichen Zwangsarbeit im Kohlebergwerk wagt er die Flucht durch den „Sprung“ vom Förderkorb vor Einfahrt in den Schacht der Grube. Dank der Hilfsbereitschaft vieler Menschen auf seinem langen Fluchtweg kommt er wieder zu seiner Familie. Nach dem Krieg findet er Erfüllung im christlichen Dienst.

€ 12,50

Artikelnr. 1357

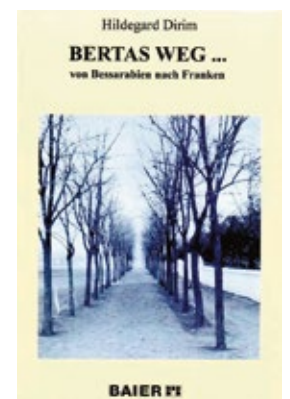
BERTAS WEG ... VON BESSARABIEN NACH FRANKEN

Autorin: Hildegard Dirim

Hildegard Dirim beschreibt das Leben ihrer Mutter Berta, die 1902 als Nesthäkchen in eine Weinbauernfamilie in Bessarabien geboren wird. Harte Arbeit, tiefe Frömmigkeit und starre Traditionen bestimmen das Leben der Menschen, in dem Gefühle oft keinen Platz haben.

€ 19,90

Artikelnr. 1508



Wer? Wo? Wann? Bildinformationen gesucht

In unserem Bildarchiv werden immer wieder Bilder abgegeben (meist aus Nachlässen), zu denen wir keine näheren Informationen haben. Diese möchten wir unter dieser Rubrik von Zeit zu Zeit veröffentlichen. Dieses Bild stammt von Karl-Heinz Ulrich, der gerne herausfinden möchte, wessen Hochzeitsgesellschaft hier fotografiert wurde. Wenn Sie etwas hierüber wissen, bitten wir Sie, sich bei Herrn Keller zu melden

E-Mail: keller@bessarabien.de

oder per Post: Bessarabiendeutscher Verein e. V., Florianstraße 17, 70188 Stuttgart



Rückmeldung zu den Bildern aus der März-Ausgabe des Mitteilungsblattes

Frau Loni Keller hat auf zwei der im Mitteilungsblatt von März gezeigten Bilder Personen wiedererkannt und hat darum gebeten, die Informationen hier zu veröffentlichen:

Auf dem **Foto Nr. 1** ist die Familie Eduard Kison aus Tschiligider / Amara in Bessarabien zu sehen. Die Personen sind:

(vorne von links) Otto (geb. 1931), dann Eduard Kison, geb. 1891 in Eigenheim, Mathilde Kison geb. Käss, geb. 1897 in Andrejewka, daneben Gertrud (geb. 1929)

(zweite Reihe von links) Albert (geb. 1925), Alma (geb. 1920), Richard (geb. 1923), Willy (geb. 1927).

Das Foto könnte noch in Bessarabien, kurz vor der Umsiedlung entstanden sein.

Foto Nr. 2 zeigt das Ehepaar Johann Keller (geb. 1896 in Gnadenfeld) und Pauline geb. Kison (geb. 1901 in Basyrjamka).



Die erlebte Heimat

Auszüge aus dem Buch von Pastor i.R. Egon Buchholz,

Einleitung, Seite 21–27.

Mit freundlicher Genehmigung des Autors.

„Die tiefste Schicht im Leben, die alle übrigen stützt und trägt, ist aus Glaubensgewissheit geprägt. Das ist das wahre Festland unseres Lebens. [...]“

(José Ortega y Gasset,
span. Kulturphilosoph)

[...] Ich wurde im Juni 1932 in Neu-Tarutino geboren und war gerade acht Jahre alt, als meine dortige Beheimatung im Oktober 1940 mit der Umsiedlung nach Deutschland beendet wurde. Unser überschaubares Dorf bestand aus je einer Hofreihe beidseits eines Baches mit Tälhängen, die an den Feldern von fruchtbaren Hochebenen endeten. Dort kannte ich die Lage aller Höfe und die Namen der meisten Bewohner, ebenso unsere Äcker und Weingärten an beiden Talseiten. Unsere Eltern nahmen ihre zwei Söhne oft mit, wenn sie allein oder mit russischen Tagelöhnern aus Nachbardörfern arbeiteten, die stets ihre Lieder sangen, wenn wir abends heimfuhren. Ab dem sechsten Lebensjahr wurde ich aber auch früh morgens auf ein Pferd gesetzt, um es durch die Maisreihen zu lenken, während der Vater dahinter den Pflug führte. Erst nach dieser Arbeit wurden die Reihen gehackt, die Pflanzen vereinzelt oder später ihre Seitentriebe ausgebrochen. Sie als Viehfutter auf Haufen zu sammeln, war wieder meine Aufgabe. 1940 lenkte ich die ersten zwei von vier Pferden vor dem Erntemäher.

Oft ließen unsere Eltern uns allein daheim. Dann wurde ich geweckt: „Egon, euer Frühstück und Essen ist da und dort, das Futter für die (ungefähr 100) Küken, die Hühner und Schweine ist bereitgestellt, und vergiss nicht, sie mit Wasser zu versorgen! Pass auf das Haus, den Hof, den (drei Jahre jüngeren) Werner und den Hausschlüssel auf!“ Diese Aufgaben machten mich oft besorgt, weil ihr Gelingen unsicher erschien. Es ging aber immer gut, auch wenn eine Zigeunerin unterwegs war, an die Tür klopfte und durch die Fenster sah. Wir beobachteten sie stets aus einem Versteck. Noch unheimlicher war mir zumeist, wenn einige Zigeunerwagen im Dorf verweilten und die Höfe von Scherenschleifern, Wahrsager- und Bettlerinnen besucht wurden. Alles Nichtdeutsche erschien mir fremd in unserem deutschen Dorf und begründete die nicht geäußerte Frage, warum es in unserer Umgebung überhaupt andersvölkische Menschen gab. Am Samstag kam die Zeit zum Kehren des Hofes und Gehweges an der Straßen-

mauer, zur Reinigung des Hauses und der Vorbereitung des Sonntagsessens, zum Haarschneiden und der Abnahme des väterlichen Stoppelbartes, der uns abhielt, wochentags gerne auf Vaters Schoß zu sitzen. Jeder Sonn- und Feiertag war jedoch ein absoluter Festtag, an dem außer der Versorgung der Tiere im ganzen Dorf keinerlei Arbeit geschah. Diese Tage erlebten alle Familien auf ihren Höfen in sonntäglicher Feier- oder Freizeitkleidung und in erholsamer Gemeinschaft oder Gastfreundschaft mit guten Speisen. Uns trennten nur vier Höfe von der Kirche und dem Gottesdienst, den ich meistens mit meinem Vater besuchte. An den Nachmittagen nahmen meine Eltern mich auch oft zur Bibelstunde der Landeskirchlichen Gemeinschaft mit, die mit dem Gesang mehrerer Lieder eingeleitet, mit der Schriftauslegung durch Bauern fortgesetzt und mit einer Gebetsgemeinschaft beendet wurde. An beiden Stätten wurde mir Respekt vor Gott, seinem Wort und seinen Verehrern vermittelt und frohe Botschaft in mein Herz gesungen. Da unsere Eltern auch daheim gerne allein und gemeinsam diese Lieder sangen, wirkte der Segen des Sonntags in unseren Alltag hinein! Wenn mich ihr Gesang



Familie Buchholz im Jahr 1938. Die Eltern Alma und Friedrich, die Söhne Egon und Werner.

Egon Buchholz,
Verwebte Spuren deutscher
Kolonisten im Osten,
Bad Bevensen 2019.
508 Seiten, 20,80 EUR.
Erbältlich im Buchversand des
Bessarabiendeutschen Vereins.



vom „Seidenschall“ auch so lange verwundert und ärgerte, bis ich ihn vom „Saitenschall“ unterscheiden konnte, blieben mir meine Eltern bis an ihr Lebensende in allem stets vertrauenswürdig.

Nach den Dorfgründern von 1906 lebten unsere Eltern und ihre Geschwister als zweite Generation fast alle in unserem Dorf. Die meisten Verwandten besuchten ebenfalls die Bibelstunden. Aber auch mit denen, die sie nicht besuchten, bestanden gleichwertige Kontakte und für mich ein enges Beziehungsgeflecht zu fast allen, die Buchholz, Böttcher, Erdmann, Fredrich oder Trautwein hießen – und weit darüber hinaus. Weitere Verwandte waren Hamels in Fürstenfeld, Bogners in Kurudschika, Schwarzmanns in Tarutino und Stephans in Paris.

Wo Wein angebaut wird, lauert auch die Suchtgefahr. Seitdem ich begriff, dass jemand nicht zufällig wankend an unserem Hof vorbei heimstrebte und auf seinem Hof ein Geschrei anhob, lernte ich zu schätzen, dass mein Vater nie rauchte oder angetrunken war, obwohl daheim und auf dem Feld täglich auch Wein getrunken wurde. Seinem Beispiel folgte ich später ebenso: Was negativ zu bewerten war, das hat mir stets geholfen, die vielfältigen Angebote zu unterscheiden.

Außer durch das Vorbild unserer Eltern in ihrer Sprache wie ihrem Verhalten geschah unsere aktive Erziehung vor allem durch unsere Mutter. Zu meinen frühesten Erinnerungen gehört ihre Belehrung, nachdem ich mit einem langen Peitschenstock, den man auf dem Erntewagen brauchte, ein Schwalbennest unter dem Vordach der Sommerküche durchstoßen hatte und nun zwei rosarote Schwäblein am Boden lagen. Mich hatte der Inhalt des Nestes interessiert. Sie aber sprach, dass Gott das Leben dieser Schwalben wolle, ihnen Eltern und ein Nest gegeben habe und es eine Sünde sei, das alles zu zerstören! Hier wäre nun nichts mehr rückgängig und gut zu machen, aber das dürfe so nie wieder passieren. Das wurde und blieb mir einsichtig in einer zunehmend spektralen Bedeutung, nicht nur als „Ehrfurcht vor dem Leben“ (Albert Schweitzer). [...]

Wenn daheim die Nacht begann, war ihr Dunkel viel dichter als in Deutschland. Dennoch wurde mir gesagt: „Egon, schau

nach, ob alle Stalltüren zu sind, und verriegle sie.“ Ich wusste, dass sie kaum noch zu erkennen waren, und sagte nicht, dass die Räuber und Wölfe (der Märchen) überall auf mich lauern könnten; denn wenn meine Eltern mir diese Mutprobe zumuteten, musste ich sie auch bestehen können. Aber mein Eintritt in die Nacht vertrieb weder ihre Dunkelheit noch meine Ängste. Da wurde mir beim Hingehen die „Schwalben-Predigt“ meiner Mutter eine Hilfe, beides zu entmythologisieren. Die Mutter hatte mir ja nicht nur eine Moralpredigt gehalten. Sie glaubte, was sie sagte: „Gott, der Schöpfer dieser Vögel, war auch ihr Fürsorger und Beschützer!“ Gott, gibt es deinen Schutz auch für mich? Dann wäre, bin ich ja nicht allein unterwegs oder allein gelassen. Wölfe oder Räuber kann es hier eigentlich so wenig geben wie am hellen Tag! Und wie dem auch sei, an Gott käme keiner vorbei.

Leid und Tod erschütterten unsere Gemeinde nicht nur, wenn – wie bei Emma Erdmann – ein Blitzschlag tötete. Als

1938 der zwanzigjährigen Schwester meines Vaters bei Onkel Friedrich Trautwein die Pferde durchgingen, geriet sie unter die Walze und wurde schwer verletzt. Mein Vater hatte sie vergeblich zu den Ärzten nach Tarutino und Sarata gefahren. Nun war Elses Sarg auf dem Weg zum Friedhof bei der Kirche abgesetzt worden, umgeben vom Geleit der Dorfgemeinschaft. Allein an unserer Hofmauer stehend durchlitt ich, wie endlich und nichtig unser Leben ist und dass „nun nichts mehr rückgängig und gut zu machen“ war. Warum musste gerade sie die so gefährliche Walze bewegen?

Der Begriff „Reue“ setzte mir besonders zu: Gab es noch Raum für die Reue der Sterbenden und Trauernden, ihr Verhältnis zueinander und zu Gott? Was bedeutete das für unser Leben? – Eine Woche vor unserem Wegzug aus Neu-Tarutino wurde mein Cousin Ernst Fredrich beerdigt. Wieder waren alle Einwohner versammelt, um endgültig Abschied von allen Gräbern zu nehmen. Man kann nur ahnen, was die Menschen bewegte, wenn

man mit Friederike Ramcke bedenkt: „Unter jedem Grabstein ruht ein kleines Universum.“

Seitdem Russland Bessarabien Ende Juni 1940 besetzte, uns zu seinen Staatsklaven degradierte und unsere im September bekannt gewordene Umsiedlung nach Deutschland dazu führte, dass sich unbekannte Russen unerlaubt auf unseren Höfen umsahen, lebten wir wie in zwei Welten: Als noch Besitzende, denen nichts mehr gehörte; als noch Tätige, die vergeblich arbeiteten; als hier seit Generationen Beheimatete, die dennoch heimatlos waren und mit leeren Händen ihre Heimat verlassen werden! Wir verließen sie durch unsere eigene, freie Entscheidung. Dennoch war es eine Flucht vor der sowjetrussischen Willkürherrschaft mit Enteignung, Enteignung und Verschleppung, wie sie seit 1918 von den uns nahen Schwarzmeerdeutschen bekannt war und uns ebenso galt seit dem Tag, der mit dem Sonnenuntergang begann, als russische Panzer an unserem Dorf vorbei südwärts zur Donau fuhren.

Wir erinnern an Flucht und Vertreibung der Deutschen aus dem Osten

Aufruf der Vertreter für Heimatvertriebene und Spätaussiedler der Bundesländer Bayern, Hessen, Niedersachsen, Nordrhein-Westfalen und Sachsen.

„Wir brauchen und wir haben die Kraft, der Wahrheit so gut wir es können ins Auge zu sehen, ohne Beschönigung und ohne Einseitigkeit.“

(Bundespräsident Richard von Weizsäcker am 8. Mai 1985)

Vor 75 Jahren, am 8. Mai 1945, ging der Zweite Weltkrieg zu Ende. Der vom nationalsozialistischen Deutschland entfesselte Krieg brachte Tod und Vernichtung über viele Völker Europas. Grausamer Höhepunkt des NS-Rassenwahns war die Shoah, die planmäßige, systematische Ermordung der europäischen Juden. Die Erinnerung an die Verbrechen, die von Deutschland während des Krieges begangen worden sind, ist heute selbstverständlicher Bestandteil unserer Gedenkkultur. Das ist richtig, und das muss so bleiben. Zum kollektiven Gedächtnis unserer Nation gehört ebenfalls das Bewusstsein, dass zwischen 1945 und 1949 Millionen Deutsche aus dem Osten ihre Heimat verloren haben. Der bundesweite Gedenktag für die Opfer von Flucht und Vertreibung am 20. Juni bringt dies beispielhaft zum Ausdruck. Es lässt sich dennoch nicht leugnen, dass die Erinnerung an Flucht und Vertreibung der Deutschen zu verblassen droht. Gerade in der jüngeren Generation schwindet das Wissen um die

damaligen Ereignisse und ihre bis in die Gegenwart reichenden Folgen. Wir dürfen und wollen uns nicht damit abfinden. Anlässlich des 75. Jahrestages des Kriegsendes setzen wir deshalb ein Zeichen:

- Wir erinnern an rund 15 Millionen Deutsche, unsere Väter, Mütter und Großeltern, die aus Ostbrandenburg, Schlesien, Pommern, Danzig, Ostpreußen, dem Sudetenland und den deutschen Siedlungsgebieten im östlichen und südöstlichen Europa vertrieben worden sind. Im Zuge der Vertreibung der Deutschen haben sie ihre Heimat und ihr Hab und Gut verloren. Dadurch wurde das Aufbauwerk von Generationen zerstört.
- Wir erinnern an die unzähligen Opfer, die auf der Flucht vor der Roten Armee, bei Gewaltexzessen und in Internierungslagern ums Leben gekommen sind.
- Wir erinnern an die Millionen deutscher Frauen, die vor allem im Osten Opfer von Massengewaltungen geworden sind. Wir halten das Andenken an die zahllosen Mütter in Ehren, die für ihre Kinder Übermenschliches geleistet haben.
- Wir erinnern an die Hunderttausenden deutschen Zivilverschleppten, darunter zahlreiche Minderjährige, die nach dem Krieg aus den Vertreibungsgebieten in die

Sowjetunion deportiert worden sind, wo viele verstarben.

- Wir erinnern an das seelische Leid, das mit dem Heimatverlust verbunden war. Es hat die Betroffenen ihr Leben lang gezeichnet und Familien traumatisiert.
- Wir erinnern an die ungeheuren kulturellen Verluste, die das Ende der jahrhundertalten deutschen Siedlungsgeschichte im östlichen Europa mit sich gebracht hat.
- Wir erinnern daran, dass die Vertreibung der Deutschen, bis heute die größte erzwungene Bevölkerungsverschiebung der Geschichte, ein völkerrechtswidriges Unrecht und ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit war. Diese Einschätzung steht in Einklang mit der Rechtsauffassung, die alle Bundesregierungen nach 1949 vertreten haben.

Wenn wir an die Flucht und Vertreibung der Deutschen erinnern, tun wir das nicht, um deutsche Schuld zu relativieren. Wir tun es, damit jetzige und künftige Generationen wissen, wohin Krieg, Hass und Gewalt führen, und damit sie begreifen, was Heimatverlust bedeutet. Denn aus der Geschichte lernen kann nur, wer die Geschichte kennt.

Sylvia Stierstorfer, Margarete Ziegler-Raschdorf, Editha Westmann, Heiko Hendriks und Dr. Jens Baumann

Gedenktag für die Opfer von Flucht und Vertreibung

ANNE SEEMANN

Schon seit 2001 wird am 20. Juni der Weltflüchtlingstag der Vereinten Nationen begangen. Seit dem Jahr 2015 steht das Datum in Deutschland zusätzlich für den Gedenktag für die Opfer von Flucht und Vertreibung, der an die Schicksale von 15 Millionen heimatvertriebenen Deutschen im und nach dem Zweiten Weltkrieg erinnert. Die Flüchtlinge und Vertriebenen mussten zusätzlich zum Verlust geliebter Menschen und ihrer wirtschaftlichen Güter den Verlust ihres gesamten vertrauten Umfeldes, ihrer Heimat, verkraften. Diese Entwurzelung ist für viele ein Trauma, das sie ein Leben lang mit sich herumtragen und das zu einem Teil ihrer Identität geworden ist. Die Folgen sind auch noch für die Kinder und Kindeskiner spürbar.

Die Feierlichkeiten zum 20. Juni gestalten sich in diesem Jahr Corona-bedingt spärlicher als in den vergangenen Jahren. Die sonst übliche Gedenkfeier am Mahnmal für die Charta der deutschen Heimatvertriebenen in Stuttgart-Bad Cannstatt, zu der der baden-württembergische Innenminister und Landesbeauftragte für Vertriebene und Spätaussiedler Thomas Strobl eingeladen hatte, musste in kleinerem Rahmen stattfinden. So organisierte der BdV eine Kranz-

niederlegung, die per Live-Stream verfolgt werden konnte und noch unter der Adresse <https://youtu.be/QTfvDBUPTBo> abzurufen ist. Drei Musiker von der Siebenbürgisch-Sächsischen Blaskapelle Stuttgart sorgten für die musikalische Untermalung der Feier, Iris Ripsam, BdV-Landesvorsitzende von Baden-Württemberg, und Dr. Stefan Lehr vom Innenministerium richteten ihr Wort an die Zuschauer. Iris Ripsam bekräftigte, dass die deutschen Heimatvertriebenen der Kriegs- und Nachkriegszeit den heutigen Vertriebenen Gehör verschaffen wollen. Stefan Lehr erinnerte daran, dass in der Charta der deutschen Heimatvertriebenen ein Verzicht auf Rache und Vergeltung festgeschrieben ist. Minister Strobl selbst wendet sich in einer Videobotschaft an die Öffentlichkeit, um ein Zeichen der Verbundenheit zu setzen und der Opfer von Flucht



Live-Stream der Kranzniederlegung am Vertriebenenedenkmal in Bad Cannstatt.

und Vertreibung zu gedenken. Darin sagt er: „Wir erinnern uns an diese Menschen in Mitgefühl, aber auch in Achtung und Dankbarkeit. [...] Wir erinnern uns auch an die Ursachen von Flucht und Vertreibung, an Nationalismus, Rassismus und Krieg. Die deutschen Heimatvertriebenen haben deswegen in ihrer Charta von 1950 gelobt, die Schaffung eines geeinten Europas zu unterstützen. Lassen Sie uns dieses Ziel nicht aus den Augen verlieren.“

Und so ist es nicht nur von historischem Interesse, der Flüchtlinge und Heimatvertriebenen zu gedenken. Täglich wird in der Welt solches Unrecht begangen. Laut der Schweizer Beobachtungsstelle für intern Vertriebene „Internal Displacement Monitoring Centre (IDMC) waren Ende 2019 weltweit 50,1 Millionen Menschen innerhalb ihres Heimatlandes auf der Flucht. 45,7 Millionen vor Konflikt und Gewalt, 5,1 Millionen vor anderen, auch wetter- und klimabedingten Katastrophen. Dies ist die höchste je ermittelte Zahl. BdV-Präsident Dr. Bernd Fabritius sagt dazu: „Die aktuellen Zahlen des IDMC zeichnen ein erschreckendes Bild.“ Daher fordert der Bund der Vertriebenen seit vielen Jahren ein internationales, strafbewehrtes Vertreibungsverbot, um so viele Menschen wie möglich vor diesem Schicksal zu bewahren.

Vom Kriegsende zum Neustart Europas



Bernd Posselt, Sprecher der Sudetendeutschen Volksgruppe, gibt einen detaillierten Überblick über die Entstehung und die Notwendigkeit des europäischen Zusammenschlusses

Gekürzte Version des Artikels aus der Sudetendeutschen Zeitung Nr. 19 vom 8. Mai 2020, S. 1 und 3. Nachdruck mit freundlicher Genehmigung.

BERND POSSELT

Am 8. und am 9. Mai 1945 – je nachdem, ob man mitteleuropäische oder russische Zeit anwendet – ging zumindest in Europa der Zweite Weltkrieg zu Ende. Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel unterzeichnete im sowjetischen Hauptquartier in Berlin-Karlshorst die bedingungslose Kapitulation der Deutschen Wehrmacht. [...] Bundespräsident Richard von Weizsäcker nannte 1985 den 8. beziehungsweise 9. Mai in sei-

ner Rede zum 40. Jahrestag einen „Tag der Befreiung“. In der Tat endete mit dem Zweiten Weltkrieg das sinnlose Morden an den Fronten und im Hinterland, ebenso der Bombenkrieg gegen eine wehrlose Zivilbevölkerung. Das braune Verbrecherregime wurde gestürzt, die Konzentrationslager befreit und der Holocaust gestoppt. Andererseits begann aber für viele Millionen Europäer, nicht zuletzt für rund 20 Millionen Deutsche, ein neuer Leidensweg.

Sie gerieten unter kommunistische Herrschaft, tauschten also die eine Diktatur gegen eine andere aus. Etwa 14 Millionen Deutsche wurden vertrieben – darunter drei Millionen Sudetendeutsche. Das waren die Reste der deutschen Volksgruppen im Osten, die bleiben konnten oder mussten, kollektiv entrechtet und vielfach zwangsassimiliert. Besonders hart traf es die Deutschen aus Russland und etliche Südostdeutsche – sie wurden nicht nach Westen, sondern weit nach Osten verjagt und verschleppt, zur Zwangsarbeit verteilt oder in Lagern und Steppen einem grausamen Tod preisgegeben.

Zwei Millionen Menschen verloren im Zuge der Gesamtvertreibung ihr Leben.

Auch die, die, meist in Viehwaggons oder in vielfach zusammengebombten Trecks, das zerstörte Restdeutschland erreicht hatten, waren dort nicht immer willkommen. Sie mussten aus dem Nichts heraus neu anfangen.

An all das zu erinnern ist nicht nur erlaubt, sondern auch für künftige Generationen dringend notwendig, um aus der Geschichte die richtigen Lehren zu ziehen. Ich erinnere mich an eine Auseinandersetzung am Rand einer Straßburger Plenartagung des Europaparlamentes 1985, als eine deutsche Jungsozialistin sich vehement einer Anregung von Otto von Habsburg widersetzte, den 40. Jahrestag von Teilung und Vertreibung auch auf europäischer Ebene zu diskutieren. Sie meinte sinngemäß, die Teilung Deutschlands und Europas durch den Eisernen Vorhang müsse einfach hingenommen werden, denn sie sei die gerechtfertigte Strafe für die Verbrechen Adolf Hitlers. Da sprang ein italienischer Sozialdemokrat tschechischer Herkunft, Jiří Pelikan, empört auf und rief: „Du kannst ja leicht hier in Straßburg von Buße reden und gleichzeitig nicht nur Millionen Deutsche, sondern auch uns Tschechen, Polen

und viele andere stellvertretend für dich büßen lassen!“

Damals wurde schließlich doch eine Aussprache über das Abkommen von Jalta vom 11. Februar 1945 auf die Tagesordnung gesetzt. Am 8. Mai 1985 folgte die historische Rede des US-Präsidenten Ronald Reagan, bei der dieser die Befreiung der Mittel- und Osteuropäer orderte und vorhersagte, man werde noch vor Ende des Jahrhunderts ohne Pass von Portugal bis an die Grenzen Russlands reisen können.

Heute sitzen die Vertreter dieser Völker, vom Baltikum bis zum östlichen Balkan, selbst im Europaparlament und wehren sich offensiv gegen eine Geschichtspolitik, die die kommunistische Unterdrückung nach dem 9. Mai 1945 ausklammert.

Die Paneuropa-Union als älteste europäische Einigungsbewegung hatte in den fast hundert Jahren ihres Bestehens nur drei internationale Präsidenten, die den 8. Mai 1945 sehr unterschiedlich erlebten. Paneuropa-Gründer Richard Graf Coudenhove-Kalergi, der vor Hitler in die USA fliehen musste, befand sich an diesem Tag in San Francisco als Gast jener Konferenz, die der Gründung der Vereinten Nationen dienen sollte. Er verbündete sich mit arabischen und südamerikanischen Repräsentanten gegen eine Tendenz, kontinentale Zusammenschlüsse zugunsten einer zentralistischen Weltordnung zu unterbinden. In seinen Erinnerungen schreibt er, dass der Konflikt zwischen USA und Sowjetunion schließlich auch in San Francisco die Einsicht reifen lasse, dass ein Vereintes Europa die auszubauende UNO nicht schwächen, sondern stärken werde.

Sein enger Mitstreiter und späterer Nachfolger Otto von Habsburg war mit den Truppen von General Charles de Gaulle aus der Washingtoner Emigration nach Europa zurückgekehrt und hielt sich zunächst im soeben befreiten Paris auf. Zeit lebens erzählte er von dem Heimatgefühl, das ihn schon bei der Landung in Portugal erfasst habe: „Es war so schön, wieder krumme und nicht nur gerade Straßen zu sehen.“ Von Hitler zum Tode verurteilt und per Steckbrief gesucht, hatte er in den USA für ein vereintes Europa, eine freie Donauföderation und ein unabhängiges Österreich gestritten. Dorthin, nämlich nach Tirol, gelangte er mit Hilfe der französischen Truppen, wurde aber von der Regierung Renner im Zusammenspiel mit Josef Stalin wieder ausgewiesen.

Der heutige Paneuropa-Präsident Alain Terrenoire war zwar erst ein vierjähriges Kind, aber dennoch in das Kriegsgeschehen verwickelt. Sein Vater, der große Paneuropäer Louis Terrenoire, Generalsekretär der Widerstandsbewegung Résistance und später als Minister einer der engsten Weggefährten von General de Gaulle in der V. Französischen Republik,

hatte jahrelang im KZ Dachau gelitten und erlebte das Kriegsende als Zwangsarbeiter im sehr grausam geleiteten Außenlager Kottern-Weidach bei Kempten, wo ihn die Alliierten aus der Gefangenschaft erlösten. [...]

Der 9. Mai ist nicht nur deshalb ein entscheidendes europapolitisches Datum, weil 1945 die Hälfte des Erdteiles wieder ihre Freiheit erlangte und begeisterte Anhänger der europäischen Einigung aus dem Exil, aus den KZ und aus dem Untergrund sich für gemeinsame Aktionen zusammentaten. Die Geschichte hat es darüber hinaus gefügt, dass exakt fünf Jahre später, nämlich am 9. Mai 1950, Robert Schuman mit seiner berühmten Erklärung die Gründung der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl (EGKS) einleitete, aus der die heutige EU entstand. Zu den wenigen materiellen Besitztümern, an denen ich hänge, gehört ein Exemplar der 1923 erschienenen Erstauflage des Buches „Pan-Europa“ von Richard Coudenhove-Kalergi, das dieser handschriftlich seinem Freund und Mitstreiter Robert Schuman widmete. Coudenhove steht wie kein zweiter für die europäische Antwort auf den Nationalismus, der in den Ersten Weltkrieg geführt hatte und nach diesem leider weitertobte. Schuman wiederum formulierte mit Coudenhove, aber anders als dieser auf Regierungsebene, die europäische Antwort auf den Zweiten Weltkrieg. [...]

Mitglied der französischen Nationalversammlung ab 1919, erwies sich Schuman schon damals als überzeugter Europäer und patriotischer Franzose zugleich. [...] 1924 Mitbegründer der lothringischen Christdemokratie, gehörte er zu den jungen katholischen Aktivisten aus ganz Europa, die 1925 in Bierville in der Normandie mit einem damals einzigartigen Kongress gegen den Nationalismus demonstrierten und auf Vorschlag des Gründers der italienischen Volkspartei, Don Luigi Sturzo, die Schaffung eines gemeinsamen Marktes als Vorstufe eines politisch geeinten Europas forderten. Don Sturzos Generalsekretär war Alcide de Gasperi. Vier weitere Kongresse dieser Gruppierung folgten. Der letzte fand am Vorabend der nationalsozialistischen Machtergreifung in Köln statt, wo Konrad Adenauer, aktives Mitglied der Paneuropa-Union Deutschland, Oberbürgermeister und Gastgeber war.

1939 zum Staatssekretär für das Flüchtlingswesen berufen, kümmerte sich Robert Schuman um die Menschen, die vor dem nationalsozialistischen Terror aus Deutschland und dem Donauraum nach Westen strebten. Marschall Philippe Pétain bot ihm in der Kollaborationsregierung mit den Nationalsozialisten ein Ministeramt an, was er ablehnte. 1940 wurde seine Einlieferung ins KZ in letzter Minute gestoppt, weil NS-Gauleiter Josef Bürckel

sich vor der Popularität des ehemaligen Abgeordneten bei den Lothringern fürchtete. Während des Hausarrests in der Verbannung im pfälzischen Neustadt sagte er auf dem Höhepunkt der NS-Herrschaft zu seinem Nachbarn, Studienrat Dr. Georg Pfeiffer: „Es gibt nur eine Rettung – das sind die Vereinigten Staaten von Europa.“ Zur selben Zeit musste sich sein Gesinnungsfreund Konrad Adenauer in Maria Laach vor den NS-Schergen verstecken und Alcide de Gasperi sich als Bibliothekar im Vatikan den Pressionen Benito Mussolinis entziehen.

Schumans Stunde schlug in den Jahren 1947 bis 1953, in denen er Ministerpräsident und Außenminister im befreiten Frankreich war. Zu den wegweisenden Vertragswerken, an denen er führend mitwirkte, gehörten die UNO-Konvention gegen den Völkermord 1948, der Nordatlantik-Pakt und die Gründung des Europarates 1949, der dann leider an der Opposition gescheiterte Vertrag über die Gründung einer Europäischen Verteidigungsgemeinschaft sowie die Straßburger Konvention für Menschenrechte und bürgerliche Grundfreiheiten 1953.

Sein Glanzstück war aber die Schaffung der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl. Sie war die Antwort auf die von ihm immer wieder bohrend gestellte Frage „Was wird aus Deutschland?“, das damals allerdings auf die Bundesrepublik im Westen beschränkt war und keine Gleichberechtigung genoss. Der unglaubliche Mut Schumans zeigte sich schon 1948 bei seiner Antrittsrede vor der UNO, in der er sich zum Entsetzen vieler Franzosen offiziell vom Versailler Vertrag distanzierte und dazu aufrief, dieselben Fehler gegenüber Deutschland nicht zu wiederholen. [...]

Die Idee der auch „Montanunion“ genannten EGKS war ebenso einfach wie genial: Die kriegswichtigen Rohstoffe Kohle und Stahl, um deren Besitz und mit deren Hilfe Deutsche und Franzosen jahrhundertlang gegeneinander gekämpft hatten, sollten nur fünf Jahre nach dem größten Krieg der Menschheitsgeschichte in einen gemeinsamen, übernationalen Topf gelegt werden, den Sieger wie Besiegte gleichberechtigt miteinander verwalten würden.

[...] Als Sohn des alten europäischen Herzlandes Lothringen verfocht [Schumann] mit den beiden anderen christlichen Staatsmännern [Adenauer und de Gasperi] ein bundesstaatliches Konzept, in dem auch die Nationen und die Regionen ihre Bedeutung behalten, das aber wichtige Kompetenzen auf eine supranationale Ebene delegiert. Dies war der Grund, warum sich Großbritannien damals dieser EGKS nicht anschloss, die als Sechsergemeinschaft Frankreich, die Bundesrepublik Deutschland, Italien, Belgien, die Niederlande und Luxemburg umfasste.

Schumans Friedenswerk wäre nicht denkbar gewesen ohne seinen tief verwurzelten christlichen Glauben, den er mit Adenauer und de Gasperi teilte. Dabei war er ein sehr nüchterner, bescheidener und fast trockener Mann. [...] Der Kampf für ein christliches Europa war für Schuman Dienst und nicht ideologisches Auftrumpfen. In Paris ging er jeden Tag in aller Stille und allein zur Frühmesse, bei den Sitzungen des noch nicht direkt gewählten Europaparlamentes, dessen erster Präsident er 1958/59 war, dienstags und donnerstags zum Gottesdienst in die Krypta des Straßburger Münsters, ohne öffentlich viel Aufhebens um seine religiöse Verankerung zu machen. Dennoch war für ihn das Christentum nicht nur die Wurzel des von ihm gelebten und praktizierten Versöhnungsgedankens, sondern auch wesentliche Voraussetzung für eine freie und gerechte Gesellschaft. Mit beeindruckender Klarheit betonte er, dass Demokratie in Europa ohne christliche Fundamente nicht gelingen könne. Seine

christliche Kultur verdanke unser Erdteil seinem ununterbrochenen Ringen um die Wahrheit.

Bereits 1950 verfasste Robert Schuman ein Papier, das er einige Jahre später in Straßburg seinen Vertrauten Hans-August Lücken und Jean Seitlinger zeigte. Darin hieß es: „Wir müssen das geeinte Europa nicht nur im Interesse der freien Völker errichten, sondern auch, um die Völker Osteuropas in die Gemeinschaft aufnehmen zu können, wenn sie von der Unterdrückung, unter der sie leiden, befreit sind und um ihren Beitritt und unsere moralische Unterstützung nachsuchen werden. Seit langen Jahren verspüren wir schmerzhaft die ideologische Demarkationslinie, die Europa spaltet. Gewalt hat sie erzwungen; die Freiheit muss sie auslöschen.“

Dies ist der Geist, in dem 1950 auch das Wiesbadener Abkommen zwischen heimatvertriebenen Sudetendeutschen und Exiltschechen abgeschlossen wurde sowie anschließend die wegweisende Charta der deutschen Heimatvertriebenen.

Corona und die Folgen

KARL-HEINZ ULRICH

Am 12. März wurde in der Ukraine eine weitreichende Quarantäneregelung eingeführt. Seit dem 12. Mai gibt es einige Lockerungen der Einschränkungen. So dürfen mittlerweile öffentliche Parks und Grünanlagen, Museen und Bibliotheken wieder betreten werden. Kioske sowie Gartenrestaurants können wieder öffnen. Doch weiterhin sind Treffen von mehr als zwei Personen in der Öffentlichkeit verboten. Menschen, die über 60 Jahre alt sind, müssen in häuslicher Selbstisolation bleiben. Schätzungen zufolge könnte die Hälfte der ukrainischen Bevölkerung durch die Corona-Krise unter die Armutsgrenze rutschen.

Die ukrainische Wirtschaft hatte es nach Jahren der Rezession – bedingt durch die Krim-Annexion und den Krieg seit 2014 – gerade wieder geschafft, in den Wachstumsbereich zu kommen. Diese Erfolge sind nun zunichte gemacht. Es gibt kaum Reserven, um Übergangslösungen zu finanzieren und entstehende soziale Notlagen abzufedern.

Das Europäische Parlament hat darum beschlossen, der Ukraine ein Darlehen in Höhe von 1,2 Milliarden Euro zur Verfügung zu stellen. Das Geld soll bei der Überwindung der wirtschaftlichen und sozialen Folgen der Pandemie helfen. Die Mittel werden in den nächsten zwölf Monaten in zwei Raten zur Verfügung gestellt und müssen innerhalb von 15 Jahren zurückgezahlt werden.

Für viele Kommunen wäre es während der Zeit der Pandemie wichtig, dass ihre westlichen Partner (auch Städtepartner) sie nicht im Stich lassen. Es sollten Möglichkeiten genutzt werden, die ukrainischen Partner auch jetzt zu unterstützen. Der Austausch (auch digital) sollte aufrechterhalten und, wo möglich, neue transnationale Netzwerke zwischen Städten und Kommunen in Europa auf- und ausgebaut werden.

Die höchsten Infektionszahlen in Osteuropa (bis zum 29. Mai) wurden in Weißrussland gemeldet, gefolgt von Russland. Die Ukraine liegt an 3. Stelle, gefolgt von Polen. Bei der Zahl der an Corona Verstorbenen liegt Russland vor Polen, Weißrussland und der Ukraine.

Die meisten Infizierten und Töten innerhalb der Ukraine wurden in der Region Cherniwzi gezählt, gefolgt von Iwano-Frankiwsk und der Hauptstadt Kiew. Odessa kommt erst an 15. Stelle.

In der Ukraine sind 27.856 Menschen nachweislich mit dem Corona-Virus infiziert. Insgesamt 12.412 Infizierte sind wieder geheilt. Es hat 810 Todesfälle gegeben. 35 Prozent entfallen auf die Altersgruppe der 30- bis 49-Jährigen, 37 Prozent auf die Altersgruppe der 50- bis 69-Jährigen.

In der Republik Moldawien liegt die Zahl der Infizierten bei 9.807, die der Genesenen bei 5.738. Die Zahl der Todesfälle beträgt 353. (Stand: 9. Juni 2020)

Quelle: Ukraine Analysen 215

50-jähriges Vereinsbestehen

ANNE SEEMANN

1970 wurde in den USA die Germans from Russia Heritage Society (GRHS) als gemeinnütziger Verein zur Bewahrung des Erbes der Deutschen aus Russland gegründet. Somit feiert die GRHS in diesem Jahr ihr 50-jähriges Bestehen. Noch im März war geplant, diesen Anlass am 22. Juli dieses Jahres mit einem Tag der offenen Tür zu feiern, wo die genealogische Sammlung von Dr. Joseph S. Height präsentiert werden sollte. Ob dieses Vorhaben nun wegen der Corona-Pandemie umsetzbar ist, ist unklar. Ebenso unklar ist, ob die jährlichen Zusammenkunft des gemeinnützigen Vereins vom 22. bis zum 25. Juli in der GRHS-Zentrale in Bismark, Nord Dakota stattfinden kann, bei der das Jubiläum ebenfalls gebührend begangen werden sollte.

Monatsspruch Juli 2020

KARL-HEINZ ULRICH

Der Engel des HERRN rührte Elia an und sprach: Steh auf und iss! Du hast einen weiten Weg vor dir.

(1. Könige 19,7)

Dieser Monatsspruch mag so manchen, der noch zur Erlebnisgeneration gehört, an die Ereignisse vor 80 Jahren, im Spätsommer und Herbst 1940 erinnern. Ich habe gerade den Bericht eines Offiziers gelesen, der damals bei der deutschen Umsiedlungskommission in Bessarabien dabei war. Sehr eindrucksvoll beschreibt er die Stimmung, die unter unseren Leuten geherrscht hat. Man kann beim Lesen förmlich spüren, wie zwiegespalten unsere Landsleute damals waren. Und ich stelle mir vor, wie es wohl meinen Eltern gefühlsmäßig gegangen sein mag, die damals ebenfalls umgesiedelt wurden. Natürlich wären alle am liebsten geblieben. Aber die anwesenden russischen Soldaten vermittelten ihnen schon etwas von dem, was sie erwarten würde, wenn sie blieben. Das Leben unter der Sowjetherrschaft wäre nicht mehr das gewesen, an das sie sich erinnerten, wenn sie an die Zeit vor 1918 in Russland zurück-

dachten. Sie hatten sehr viel Unvorstellbares, Schreckliches gehört, was Deutschen östlich des Grenzflusses Dnjestr angetan wurde.

Aber sie wussten natürlich auch, dass es ein schwerer Abschied werden würde. Es wäre der Abschied von der Heimat, ihrer Heimat, der Heimat ihrer Eltern und Großeltern. Denn was sagte ihnen das schon „Auf nach Deutschland!“? Sie fühlten sich zwar auch als Deutsche. Aber ihre Heimat, das Land, das ihnen vertraut war, war seit Generationen nicht Deutschland, es war Bessarabien, war die Dobrudscha. Alles zurücklassen, was man kennt, wo man vertraut ist, was einem lieb ist, den Hof, die Verstorbenen auf dem Friedhof, die Menschen, mit denen man in den Dörfern oder vielleicht sogar auf dem Hof zusammengelebt hatte. Das konnten sie sich auch nicht vorstellen.

„Steh auf, sprach der Engel des HERRN, iss noch etwas und dann los! Du hast einen langen Weg vor dir.“ Sie wussten, dass es ein langer Weg werden würde, ein langer und sehr beschwerlicher. Sie ahnten nicht, wie lang und wie schwer er wirklich werden würde, und wie viele Hindernisse und Gefahren auf dem Weg auf sie warten würden. Nicht vierzig Tage und Nächte wie bei Elia würde er dauern, sondern fast fünf Jahre. Bis sie endlich dort ankommen sollten, wo der HERR sie

hinführen wollte, wo eine neue Aufgabe auf sie wartete.

Vielleicht hat der eine oder andere Pfarrer bei seinem letzten Gottesdienst vor der Abreise aus Bessarabien in der Kirche über diesen Text gepredigt. Oder mancher Hausvater hat ihn in einer letzten, Mut machenden Andacht im Kreise seiner Lieben gelesen. Und zum Abschluss im Gebet um den Segen und die Begleitung des HERRN gefleht. Trotz schwerem Herzen fühlten sie sich danach gestärkt, so wie der Prophet Elia. Nachdem er gegessen hatte, stand er auf und ging, 40 Tage und Nächte, bis er an den Berg Gottes, den Horeb kam. Dort erwartete ihn Gott, um ihm eine neue Aufgabe zu übertragen.

Ich fühle mich beim Schreiben gerade zurückversetzt in das Jahr 2005. Damals schien es mir, als hätte mich der Engel des HERRN angerührt. „Steh auf, mach etwas Neues, mach etwas völlig Unerwartetes, geh in die Ukraine und arbeite dort, wo deine Vorväter gelebt und gearbeitet haben.“

Als ich mich dann auf den Weg machte, ging es mir gefühlsmäßig wahrscheinlich ähnlich wie meinen Eltern damals, nur mit dem Unterschied, dass wir in jeweils entgegengesetzte Richtungen aufgebrochen sind. Ich kannte zwar schon einiges über die Ukraine. Aber dennoch ging ich

mit bangem Herzen. Denn, wie es wirklich sein würde, dort vier Jahre zu leben und zu arbeiten, das wusste ich ja auch nicht. Es war ein langer Weg gewesen, auf den ich mich damals gemacht hatte. Lang nicht nur, weil ich mit dem Auto fast drei Tage unterwegs war. Es war ein langer Weg, bis ich mich dort zu Hause fühlte, wo meine Vorfahren zu Hause gewesen waren. Aber als ich mich auf den Weg machte, wusste ich, ich gehe nicht allein. Der HERR, der mich gerufen hat, wird mit mir auf dem Weg sein. Ich wurde von ihm geleitet und behütet. Und als ich angekommen war, wusste ich, hier als Pfarrer arbeiten, wo meine Vorfahren gelebt haben, das ist meine neue Aufgabe.

Sich von Gott anrühren, sich von ihm ansprechen lassen und aufstehen. Sich, durch sein Wort gestärkt, auf den Weg machen und neue Aufgaben übernehmen. Das ist es, was uns mit dem Propheten Elia damals und mit unseren Landsleuten bei der Umsiedlung verbindet, wenn wir es tun. Nicht im Alten verharren, sich auf neue, ungewohnte Wege einlassen. Unser Gott verändert und gestaltet im Zuge der Pandemie gerade seine Schöpfung neu. Bei dieser zukunftssträchtigen Veränderung weltweit mit dabei sein, das sind für mich gegenwärtig die Herausforderungen für uns Christen.

Die Entstehung der Lutherischen Kirche in der Ukraine

Aus dem Hinterhof in ein „Deutsches Zentrum – St. Paul“

KARL-HEINZ ULRICH

Bessarabien gehörte in der Zeit der Besiedlung durch unsere Vorfahren kirchlich zum „Ersten Südrussischen Probstbezirk“ des Konsistoriums in St. Petersburg. Die Kirchenleitung hatte ihren Sitz in Odessa.

Im Zuge der Russischen Revolution wurde Bessarabien von Rumänien annektiert. Damit entstand die Evangelisch-Lutherische Landeskirche Bessarabiens, die 1926 Teil der Evangelischen Landeskirche in Rumänien wurde.

Durch die Abtrennung von Russland wurde die Lutherische Kirche in Bessarabien vor dem grausamen Schicksal bewahrt, das die Kirche in Südrussland erleiden musste. Dort wurde das Leben der Gemeinden unter dem kommunistischen Regime nahezu unerträglich. Nach dem Überfall Hitlers auf Russland wurden viele Deutschstämmige nach Sibirien und Kasachstan deportiert. Die Pfarrer kamen in Arbeitslager oder wurden getötet. Gemeindehäuser, Schulen und Altenheime wurden enteignet und als Wohnungen

verwendet. Die Kirchen wurden zu Lagerhallen oder Sporthallen umgewandelt. So erging es auch der St. Pauls-Kirche in der Stadt Odessa. Dort, wo vorher der Altar stand, waren dann die Toiletten für die Sportler. Kirchliches Leben fand bis zur Perestroika nicht mehr statt. Ab dann sammelten sich in verschiedenen Städten der Ukraine wieder Deutsche. Manche waren schon früher durch Studium und Beruf dorthin gekommen. Andere kamen jetzt aus Sibirien oder Kasachstan in einem Umsiedlungsprogramm in die Ukraine. Die Bundesregierung unterstützte massiv dieses Ansiedlungsprogramm bei Odessa. Mehrere neue Siedlungen in der Nähe ehemaliger deutscher Dörfer entstanden so.

Die größte Sammlungsbewegung für die Deutschstämmigen in der Ukraine ist die „Wiedergeburt“. Die Zentrale ist in der Hauptstadt Kiew. Einen Ableger gab es in Odessa. Die Bewegung ist vergleichbar mit der Landsmannschaft der Russlanddeutschen bei uns. Bei dieser volkstümlichen Bewegung gab es auch Menschen, die sich an die kirchliche Tradition in

Südrussland vor der Deportation erinnern. Meistens hatten sie von ihren Eltern oder Großeltern davon erfahren. In der Verbannung hatten viele die „Brüdertradition“ bewahrt und heimlich gelebt. An diese Tradition versuchten sie anzuknüpfen.

In Odessa fand sich eine kleine Gruppe von Leuten zusammen, die sich als „Evangelische“ verstanden. Diese Gruppe ließ sich bei der Stadtverwaltung als „Lutherische Gemeinde“ registrieren. Daraus entstand die „Deutsche Evangelisch-Lutherische Kirche der Ukraine“ (DELKU). Aus den genannten historischen Gründen wurde die „Kirchenleitung“ nach Odessa gelegt. Es begann aber alles unter ärmlichen Verhältnissen. Man mietete in einem Hinterhof eine größere Garage an, die man so ausbaute, dass dort ein Büro untergebracht werden konnte. Von dort wurden Kontakte zu den Kirchen geknüpft, mit denen man vor der Vertreibung schon zusammengearbeitet hatte. Man wollte keine neue Kirche gründen. Bewusst knüpfte man mit dem Namen „Deutsche Evangelisch-Lutherische Kir-

che“ an die vormaligen „deutschen“ Verhältnisse an. Sie wollte damit alle Rechte und Traditionen der alten Evangelisch-Lutherischen Kirche bewahren, die sich ursprünglich im Jahre 1832 im Russischen Imperium konstituiert hatten. Sie wurde damit nach ukrainischen Gesetzen die Rechtsnachfolgerin der (Deutschen) Südrussischen Evangelischen Kirche.

Am Anfang hatte die Gemeinde noch keine eigenen Gebäude oder Versammlungsräume. Gottesdienste wurden in Kulturhäusern, Bibliotheken oder Theatersälen gehalten. Als der ukrainische Staat ein Gesetz zur Restitution von enteigneten Gebäuden erließ, bekam die DELKU nach und nach ehemalige Schul- und Kirchengebäude zurück. In Odessa erhielt sie fast alle Gebäude zurück, die auf dem ehemaligen „Deutschen Hügel“ gestanden hatten. Dazu gehörte auch die Ruine der St.-Pauls-Kirche und das ehemalige Altenheim. Dieses wurde von einer großen Anzahl von Familien bewohnt. Bevor man an die Renovierung der Wohnungen und die Umwandlung des Gebäudes zum ersten Kirchenzentrum gehen konnte, mussten die Familien „herausgekauft“ werden. Erst dann konnte dort auch die Kirchenkanzlei eingerichtet werden. Auch ein Kirchenraum wurde dort eingebaut, in dem bis zum Abschluss der Renovierung der St.-Pauls-Kirche (von 2005 bis 2010) Gottesdienste gefeiert wurden.

Geistliche Unterstützung bekam die DELKU aus den traditionell mit ihnen verbundenen baltischen Kirchen. Zusätzliche finanzielle und personelle Hilfe kam aber vor allem aus Bayern.

Nach der Unabhängigkeit der Ukraine 1991 schloss sie einen Partnerschaftsvertrag mit dem Freistaat Bayern. Im Rahmen dieser Partnerschaft schlossen bayerische Städte Partnerschaftsverträge mit ukrainischen Städten, z.B. München mit Kiew, Nürnberg mit Charkow und Regensburg mit Odessa. Als sich später neben Odessa auch in Kiew und Charkow lutherische Gemeinden bildeten, wurden in diesen drei Städten auch kirchliche Partnerschaften geschlossen.

Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern engagierte sich in hohem Maße beim Aufbau der DELKU. Es wurden über die Jahre zahlreiche junge und emeritierte bayerische Pfarrer entsandt. Sie sammelten die Menschen in Gemeinden, predigten und gründeten neue, meist kleine, ländliche Gemeinden. Das geschah überall dort, wo es in der Zeit vor der Deportation auch Gemeinden gegeben hatte. Sie bildeten Prediger, Lektoren für Gottesdienste und Ehrenamtliche für die sonstige Gemeindegarbeit aus. Sie versorgten diese Gemeinden. Dabei mussten sie oft weite Wege auf damals noch sehr schlechten Straßen zurücklegen. Es gab Gemeinden im Westen, wie Lemberg, bis in den Osten, in Nikolajew, Cherson und Donjezk, nördlich von Kiew in Charkow und im Süden bis auf der Krim.

Die Leitung der Kirche wurde einem emeritierten Pfarrer aus Bayern übertragen. Er nannte sich erst „Bischöflicher Visitator“. Später wurde er Bischof. Für den Aufbau der Diakonie, ähnlich wie damals in Bessarabien mit Diakonissen aus Neuendettelsau, wurde eine junge Diakonisse nach Odessa entsandt. Sie hat in der DELKU wahre Pionierarbeit geleistet. Später wurde auch ein bayerischer Pfarrer für diese Aufgabe entsandt. Er war gleichzeitig Seelsorger für die Region Bessarabien. Gemeinsam mit dem Leiter der „Wiedergeburt“ fuhr er regelmäßig in die bessarabischen Dörfern und besuchte die dort verstreut lebenden deutschstämmigen Evangelischen. Das waren nicht nur aus der Verbannung Zurückgekehrte. Sie trafen auch auf echte „Bessarabier“ und ihre Nachkommen. Manche waren 1940 entweder gar nicht umgesiedelt worden. Oder die sowjetischen Truppen hatten sie bei der Flucht aufgegriffen und nach Bessarabien zurückgeschickt. Manche von ihnen werden auch heute noch durch ein Programm des Bundesinnenministeriums mit Lebensmittelpaketen unterstützt. Der Leiter der „Wiedergeburt“ verteilte bei diesen Reisen die Pakete. Der Pfarrer hielt Abendmahls-Gottesdienste in Tarutino, in Ismael oder in kleinen Dörfern bei alten Leuten in ihren Häusern.

Die Kirche St. Paul in Odessa war noch zur Sowjetzeit, vermutlich durch Brandstiftung, arg zerstört worden. Es blieben nur die Grundmauern stehen. Diese wurden nur durch eine provisorische Dachkonstruktion aus Stahl zusammengehalten. So stand über Jahre hinweg eine Ruine auf dem höchsten Punkt der Stadt. Als die Stadt Odessa diesen „Schandfleck“ abreißen lassen wollte, wurde sie durch eine Sitzblockade der Professoren und Studenten der gegenüber liegenden Musikhochschule gerettet. Später wurde sie als „Nationales Ukrainisches Kulturgut zweiter Güte“ eingestuft. Das war die Voraussetzung für ihre Renovierung, die durch Gelder aus Bayern und dem Bund finanziert werden konnte.

Es war der Wunsch der verantwortlichen Planer aus Bayern und Berlin, im Zuge der Kirchenrenovierung ein „Deutsches Zentrum – St. Paul“ zu errichten. Renovierte Kirche und Zentrum sollten ein Ensemble werden. In dieses Zentrum sollten alle „odessitisch-deutschen“ Einrichtungen einziehen. Das waren neben der DELKU das Bayerische Haus (BHO), die Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (giz) und die „Wiedergeburt“. Als „interdisziplinäre Einrichtung an zentraler, historischer Stelle sollte das Zentrum langfristig deutsche Präsenz im kulturellen, gesellschaftlichen, geisteswissenschaftlichen, sozialen und religiösen Leben der Region [sicherstellen] und der deutsch-ukrainischen Verständigung [dienen]“, so das BMI in Berlin.

Die St.-Pauls-Kirche wurde 2010 wieder geweiht. Die Kirchenverwaltung zog in das neue Zentrum um. Gemeindeveranstaltungen finden ab dann im Zentrum statt.

Als Eigentümerin des Zentrums wurde die DELKU staatlich registriert. Mit den Einnahmen aus Vermietungen war geplant, die Gemeinden in ihren pastoralen, seelsorgerlichen und diakonischen Aufgaben zu unterstützen.

Dazu ist es bedauerlicherweise nicht gekommen. Mit dem Bischofswechsel 2014 kam es zu einem Zerwürfnis zwischen der DELKU und der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern und zur Entwicklung von zwei Deutschen Lutheraner Kirchen in der Ukraine.

Über diese Entwicklung mehr in der nächsten Ausgabe.

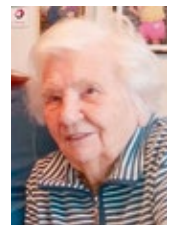
*Wenn die Kraft zu Ende geht,
ist's nicht Sterben, ist es Erlösung.*

In Liebe und Dankbarkeit nehmen wir Abschied
von meiner lieben Mutter, unserer lieben Oma und
Uroma

Hilde Süßel

geb. Holzwarth, verw. Janke

* 29.5.1924 in Lichtental/Bessarabien
† 6.6.2020 in Lich



Ihre ganze Liebe und Fürsorge galt ihrer Familie.

**Annemarie
Thomas mit Gabriel, Letizia und David
Bettina und Jörg**

Die Trauerfeier fand im Familien- und Freundeskreis statt.
Kondolenzadresse: A. Obeth, Georg-Frank-Straße 24, 35423 Lich

Absender:
Bessarabiendeutscher Verein e.V.
Florianstraße 17, 70188 Stuttgart

*In Gottes ewige Hände
leg Freude und auch Leid
den Anfang und das Ende
er gibt uns stets Geleit*

Nach einem langen, erfüllten und arbeitsreichen Leben ist unsere liebe Mutter, Schwiegermutter und Oma von uns gegangen.

Ihre Heimat Benkendorf in Bessarabien und die Gemeinschaft mit den Menschen, die sie dort in ihren jungen Jahren erlebt hat, sind ihr bis zum Schluss in lebendiger Erinnerung geblieben.

Erna Dietl

geb. Keller

* 31. Juli 1922 † 2. Februar 2020
Benkendorf Ulm
(Bessarabien)



**Dr. Gudrun Dietl-Starnecker
und Dr. Lothar Dietl
mit Familien**

*Trudi, du warst der Felsen in unserer Mitte,
du warst über 60 Jahre meine geliebte Frau,
du wirst ewig in unseren Herzen weilen!
Ruhe sanft in Gottes Händen.*



Wir nehmen traurig Abschied von
Gertrud „Trudi“ Witt
geb. Herrwegen

* 6. Dez. 1934 in Frechen/Köln
† 13. März 2020 in Cleveland, USA

Dein Mann Berti
Tochter Anita, Sohn Berti Jr.
Sowie alle Verwandte & Freunde in
Amerika und Deutschland.

Vielen Dank für die tröstenden Beileidsworte.

Online-Redaktion

Administrator Heinz Fieß, homepage@bessarabien.de

IMPRESSUM

Herausgeber: Bessarabiendeutscher Verein e.V., Florianstraße 17, 70188 Stuttgart, Bundesvorsitzende: Brigitte Bornemann, Tel. (07 11) 44 00 77-0, Fax (07 11) 44 00 77-20, E-Mail: verein@bessarabien.de; Internet: www.bessarabien.de

Redaktion: Anne Seemann, Telefon 0173 / 21 58 509 (Schriftleitung); Karl-Heinz Ulrich (Kirchliches Leben)

Anschrift für Beiträge per E-Mail: redaktion@bessarabien.de, per Post an Bessarabiendeutscher Verein e.V. (Anschrift wie oben). Die Redaktion behält sich Kürzungen und Zusammenfassungen vor. Mit Namen gekennzeichnete Artikel stellen die Meinung des Verfassers, nicht die der Redaktion und des Herausgebers dar.

Preisliste für Anzeigen (auch Familienanzeigen) ist in der Geschäftsstelle des Vereins zu erhalten.

Vertrieb: Bessarabiendeutscher Verein e.V. (Anschrift wie oben), Kündigung 4 Wochen zum 31. Dezember des laufenden Jahres möglich.

Druck und Versand: QUBUS media GmbH, Beckstraße 10, 30457 Hannover

Das Mitteilungsblatt soll jeweils am ersten Donnerstag eines Monats erscheinen. Das Jahresabonnement der Zeitung beträgt 42,- EUR,

Mitgliedsbeitrag (Jahr) 15,- EUR, beides zusammen 50,- EUR. Mehrpreis für Auslandsversand: Luftpost 11,- EUR

Bankverbindung: BW-Bank Stuttgart, IBAN: DE 76 6005 0101 0001 2870 42, BIC: SOLADEST600

STUTTGART 

Gefördert vom Kulturamt der Stadt Stuttgart